

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.** Fernspr. Lzw. 7724.



Berlin, den 18. Januar 1913.

Pause.

Elysion.

Seit am fünfzehnten Januar 1895 der in der Taufe mit drei Apostelnamen begabte Herr Casimir-Perier schon nach halbjährigem Aufenthalt dem Bourboneneliysion entlief und ins Land hinausschrie, dem höchsten Amt der Republik fehle jede Möglichkeit zur Handlung und zur Ueberwachung, herrscht der Glaube, in der Französischen Republik sei der Präsident eine Puppe, die, wenn der Wille des Ministeriums sie in Bewegung setze, die Staatsmacht zu verkörpern, niemals aber aus eigenem Trieb in das Staatsgeschäft einzugreifen habe. Der Glaube trügt. Mit besserem Recht als in der Stunde, da es gesprochen wurde, gilt heute das Wort, das Gambetta dem ersten Präsidenten (Thiers) zurief: „Wir geben Ihnen die stärkste Exekutivgewalt, die in einer Demokratie je noch verliehen ward." Damals stand der Präsident, nach dem Ersten Artikel der Verfassung vom einunddreißigsten August 1871, »sous l'autorité de l'Assemblée Nationale«; war der Nationalversammlung verantwortlich und konnte fordern, von ihr gehört zu werden. Er hatte die Gesetze zu verkünden, ihre Ausführung zu überwachen, die Minister zu berufen und wegzuschicken. Als Mac Mahon in dem einst von der Pompadour bewohnten Elysierhaus thronte, fand er, dem höchsten Amt fehle die nothwendige Autorität und die Bürgschaft einer gewissen Dauer. Am neunzehnten November 1873, zwanzig Minuten vor Mitternacht, beschloß drum die Nationalversammlung, die Amtsmacht

des Präsidenten fortan sieben Jahre währen zu lassen; trotz dem höhnenden Ruf von der linken Seite des versailler Saales: „Dieses Septennat ist die Vorrede zur Monarchie!" Die endgiltige Verfassung, deren Annahme erst am fünfundzwanzigsten Februar 1875 beschlossen wurde, hat auch den Bereich der Präsidentenrechte geweitet. Der auf sieben Jahre Gewählte kann sich wieder zur Wahl stellen. Er gebietet über die bewaffnete Macht der Republik. Ernennt alle Beamten (civile und militärische). Kann Gesetze vorschlagen und muß die von den beiden Kammern beschlossenen verkünden und für ihre richtige Ausführung sorgen. Ist er mit einem beschlossenen Gesetz nicht einverstanden, dann darf er, ehe die Verkündungfrist abläuft, in einer sachlich begründeten Botschaft eine neue Berathung fordern, die keine Kammer ihm weigern kann. Auch sonst hat er das Recht, Botschaften an die Kammern zu richten. Beider Berathungen darf er, zweimal in einer Session, auf je einen Monat vertagen. Beide, wann es ihm beliebt, zu außerordentlicher Session einberufen. Beide zur Revision der Verfassung auffordern. Im Einverständniß mit dem Senat die Kammer der Abgeordneten auflösen, bevor ihr Mandat erloschen ist. Mit den Vertretern fremder Mächte verkehrt er unmittelbar und kein Staatsvertrag kann ohne seine Mitwirkung Rechtskraft erlangen. Er hat das Begnadigungrecht, ist in der Personenwahl für alle Aemter, auch die höchsten, frei und darf, so oft er daraus einen Nutzen hofft, in einer Botschaft zu dem Land sprechen. Zahl und Tragweite dieser Rechte sind nicht gering; im Wesentlichen kaum geringer als des Deutschen Kaisers, der, wie Lagarde früh gezeigt hat, ohne Souverainmacht, rechtlich der Präsident einer Republik ist. Souverain ist das Reich, in dessen Namen der Höchste Gerichtshof das Recht spricht. Und wenn die Reichstagsmehrheit ihre Macht ernsthaft gebraucht und nur dem ihr genehmen Kanzler Sold und Gesetze bewilligt, ist der Kaiser in der Wahl des Geschäftsleiters nicht freier als der Präsident der Französischen Republik. Der ist, wie Eugen Melchior de Vogüé vor zwanzig Jahren schrieb, nicht von der Verfassung, sondern von einer gefälschten Ueberlieferung in der Möglichkeit seines Wirkens gehemmt. Welches Volk aber kennt seine Verfassung gründlich? Gestern hörten wir einen Staatssekretär, der nicht um Fingersbreite von der Willenslinie des ihm vorgesetzten Kanzlers weichen durfte, rühmen, als wäre er ein selbständiger Minister gewesen; hörten allerlei putzige

Weissagung über die Politik, die der Erbe des Titanen treiben werde. In Frankreich ists nicht besser. Herr Leyret, der Verfasser des Buches „Le Président de la République“, hat neulich im „Matin“ erzählt, er habe einen ganzen Tag lang in pariser Buchhandlungen, auf beiden Ufern der Seine, ein Exemplar der Verfassung gesucht; vergebens. Eine handliche, billige Ausgabe (wie wir sie in Guttentags Sammlung haben) ist in den vier Lebensjahrzehnten der Republik nie vom Bedürfniß gefordert worden. „Ist diese Gleichgiltigkeit nicht doppelt seltsam in einem Volk, das Barrikaden gebaut und Throne gestürzt hat, um sich die Wohlthat einer Verfassung zu sichern?“ Daß Frankreichs Elysion weder ein vom Blitzstrahl geweihter Ort heiliger Stille noch ein vom Zephyr umfächeltes Gefilde der Seligen ist, hat das Schicksal der Grévy, Casimir-Perier, Faure erkennen gelehrt. Der im Elysée gebietet, ist aber auch keine Festpuppe, kein Staatsornament; brauchts nicht zu sein. Kommt Einer, der nicht nur behaglich leben, sondern sein Recht anwenden will: er kanns. Die Flamme seiner Persönlichkeit würde ins Vaterland schlagen und dem Auge der Nachbarschaft einleuchten, daß auch sie das Wesen des Präsidenten nicht für unwichtig halten darf. Wählt der Kongreß wieder einen in jedem Sinn bequemen Mann, dann ist nur bewiesen, daß die politiciens den Geist der Verfassung zu knebeln wünschen. Und daß ihnen die Nation der Rentner das einträgliche Jakobinerspiel noch geduldig für ein Weilchen erlaubt.

Bukarest-Sofia.

„Die Dobrudscha ist fruchtbar, hat den wichtigen Hafen von Konstanza, wäre von einem übermächtigen Bulgarien aber stets bedroht; und ein großer Theil ihrer Aecker wird von bulgarischen Bauern bestellt. Rumänien sinkt, wenn einer der slavischen Balkanstaaten steigt. Silistria öffnet und schließt die Pforte zum Jungfernboden der Dobrudscha und wäre, unter dem Schirm moderner Festungwerke, ein noch gegen Springfluthen fester Deich. Ferdinand kann den Preis zahlen; käme noch billig davon. Ist König Karol, der zweite Sohn Antons von Hohenzollern, der Bruder des Prinzen Leopold, dessen Kürung für den Spanierthron einst im Vogesendickicht die Kriegsfurie entfesselte, zu kühnem Mannesentschluß schon zu alt geworden und hat die Gunst der Stunde verzaudert? Zerriß ihm Ferdinands Kreuzfahrerruf die Rechnung und lehrte den Klugen erkennen, daß selbst seiner von Ehrfurcht

umhegten Autorität nicht mehr gelingen könne, die Walachen für den Islam ins Geschützfeuer zu bringen? Oder ist er, noch vor der Kriegserklärung der Tetrarchen, mit dem Herrn Vetter in Sofia über den Staatshandel einig geworden?“ Diese Sätze wurden hier in den ersten Novembertagen veröffentlicht; als kaum irgendwo noch an Rumäniens Rechtsanspruch gedacht worden war. Der ist jetzt das Thema des Tages. Die Rumänen murren: „Gegen ein durch makedonisches und thrakisches Land vergrößertes, auf ein starkes Festungviereck gestütztes Bulgarien brauchen wir Grenzschutz und müssen als Riegelthor Silistria haben. Das hat schon im vierzehnten Jahrhundert dem glorreichen Walachenfürsten Mircea gehört; und ist obendrein das Schloß, das den Eingang in die Dobrudscha sperrt. Die werdet Ihr, wenn im Süden Euer Landhunger gestillt ist, begehren. Deshalb müssen wir uns vorsehen und schon heute Silistria fordern. Warum erst heute und nicht früher? Weil Ihr Bulgaren uns vorgegaukelt habt, daß Ihr keinen Krieg, dann, daß Ihr keinen Gebietszuwachs wollt. Wären wir, statt neutral zu bleiben, gegen Euch marschirt, dann könntet Ihr Euch heute nicht als Sieger brüsten. Für unsere Neutralität, die Euch einen gewaltigen Landfetzen verschafft hat, heischen wir Entgelt. Weigert Ihr ihn, so seid Ihr, erstens, undankbare Kerle; und wir nehmen Euch, zweitens, ehe Ihr zu Athem kommt, mit Waffengewalt den Rechnungbetrag.“ Die Bulgaren antworten: „Wenn Ihr Alles zurückverlangt, was vor einem halben Jahrtausend Mircea einst hatte, müsset Ihr Euch zunächst wider Oesterreich-Ungarn wenden. Uns gilt der Anspruch als verjährt. Wir sind friedliche Leute. Schutz braucht Ihr gegen uns nicht; habt ihn nicht einmal gegen das Großbulgarien des Vertrages von San Stefano gefordert. Was Ihr jetzt thut, ähnelt einer Erpressung; dünkt uns mindestens nicht anständig. Wir haben die Last des Krieges getragen, haben, um ihn würdig durchzufechten, ungeheure Opfer gebracht: und Ihr, die keinen Mann und keinen Leu aufs schwere Spiel gesetzt habt, nützet nun die Stunde unserer Ermattung, um uns einen Theil der Beute abzujagen. Gelingts, dann werdet Ihr eines nicht fernen Tages den listigen Ueberfall bitter bereuen. Statt der allen Christen gemeinsamen Sache fördert Ihr die des Türken. Doch unsere Mattheit wird nicht lange währen; und sobald wir erstarkt sind, rächt unser Arm die Schmach.“

Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen. Weckt aber das

Gedächtniß eines ähnlichen Handels, der schlimm ausging. Acht Tage nach Königgraetz, in der Nacht vom elften zum zwölften Juli 1866, stand, im zwittauer Hauptquartier, plötzlich Benedetti vor Bismarcks Bett und deutete die Nothwendigkeit an, vor dem Friedensschluß dem Franzosenkaiser „Kompensationen“ zu gewähren. Ein paar Stunden zuvor hatte Louis Napoleon zu Robert Goltz, dem Vertreter Preußens am Tuilerienhof, gesagt, wenn er nicht wenigstens die rheinpfälzische Festung Landau erhalte, stehe er in der Rolle eines Gedemüthigten und von den Preußen Geprellten vor seinem Land. (Der Kaiser, schrieb Goltz an Bismarck, „war erschüttert, ja, fast gebrochen“.) Der nur im Schwanken Beharrliche blieb nicht auf seiner Forderung. Meinte noch am selben Tag, nur ausbündige Thorheit könne für einen kleinen Landstreifen den Volkshaß der deutschen Menschheit einhandeln; und ließ sich dennoch in das „legitime Verlangen einer Frankreich gebührenden Entschädigung“ zurücktreiben. Einer Entschädigung von dem Machtzuwachs Preußens, den ein ohne Frankreichs Mitwirkung geführter Krieg erstritten hatte. Was damals über den Rhein gerufen wurde, klingt uns, als käms recta aus der Walachei. Die selben Argumente. Erstes: Ihr seid so stark geworden, daß auch unser Grenzschutz verstärkt werden muß; sonst sind wir nach Eurem Sieg schlechter bewacht als zuvor. Zweites: Ihr seid undankbar; denn unser Eingriff hätte Euch gehindert, zu siegen. Eine uns günstige Grenzregulirung: und Ihr habt für alle Ewigkeit im Westen den zuverlässigsten Freund. Während Louis Napoleon in Vichy unter Ischias und Blasenschmerz ächzt, drängt Drouyn de Lhuys ihn in den Entschluß, Landau, Saarlouis, Mainz und Luxemburg zu fordern; damit Frankreich (nach dem Wort des pfiffigen Victor Emanuel) auch Etwas zu essen habe. Der Kaiser stöhnte; und schrie schließlich: „Lasset mich in Ruhe und machet, was Ihr wollt!“ Benedetti ist seiner Sache nicht ganz sicher; hofft aber (wie jetzt Herr Take Jonescu), mit dem Schreckbild einer Koalition (1866 Frankreich-Oesterreich, 1912 Rumänien-Türkei) den vom Kampf geschwächten Sieger zu kirren. Er hehlt nicht, daß ohne Kompensation die Zukunft des Kaiserhauses gefährdet sei; hört aus Bismarcks Mund aber die Antwort: „Die Hingabe deutscher Erde ist unmöglich; brächte uns, nach dem Triumph, den Bankerot. Lieber einigen wir uns sofort mit den Wienern, gönnen ihnen Süddeutsch-

land, gehen mit ihnen über den Rhein und nehmen Euch den Elsaß." So kann der Preuße sprechen, weil er aus Loes (des Militärbevollmächtigten) Berichten weiß, daß dem französischen Heer Pferde, Munition, Hinterlader fehlen. Benedetti muß den Vorschlag zurücknehmen. Doch im Februar 1867 wieder anklopfen: ob nicht wenigstens die Annexion Luxemburgs mit preußischer Zustimmung zu erlangen sei. Der Kanzler des Norddeutschen Bundes ersinnt allerliebste Finten; die feinste in Geburtstagsstimmung. Als, am ersten Apriltag, Benedetti seinem Glückwunsch eine „wichtige Mittheilung" folgen lassen will, ahnt Bismarck, daß Frankreich die Holländer zur Auslieferung Luxemburgs überredet habe, und sagt dem Gesandten, er müsse schnell in den Reichstag. Interpellation Bennigsen in Sachen Luxemburg; die Regirung soll ermahnt werden, das alte deutsche Land vor Frankreichs Gier zu schirmen. „Wollen Sie bis in die Leipzigerstraße mit mir gehen? Ich will antworten, die Regirung sei sicher, daß keine fremde Macht zweifellose Rechte deutscher Staaten zu schmälern gedenke. So kann ich reden, weil ich ja nicht weiß, wie weit die Dinge im Haag gediehen sind. Wäre die Thatsache des Vertragsabschlusses mir bekannt, dann müßte ich sie im Reichstag verkünden und könnte für die Wirkung auf das ohnehin national erregte Haus nicht bürgen." Das hört Benedetti schon unterwegs; und vor dem Reichstagsthor die Frage: „Haben Sie, nach Allem, was ich Ihnen in der Eile sagen mußte, mir nun noch eine wichtige Mittheilung zu machen?" Kurze Pause. „Nein." Im Reichstag spricht Bismarck: „Wir verhandeln nicht mit Frankreich über Luxemburg; und wir hoffen, zweifellose Rechte deutscher Staaten und Völker ohne Gefährdung der freundschaftlichen Beziehungen zu unseren Nachbarn wahren zu können." Wieder muß Frankreich weichen. Im Haag erklärt der König und Großherzog dem französischen Geschäftsträger Baudin, ohne Preußens Zustimmung könne er Luxemburg nicht abtreten. Die letzte Hoffnung auf Kompensation ist geschwunden. Laut aber schallt durchs Franzenland nun die Losung: „Rache für Sadowa!" Und die Kriegsruthe dräut roth vom Himmel.

Karl von Hohenzollern hat den Streit um die Kompensation als junger Fürst von Rumänien erlebt. Napoleon hatte ihn, den Enkel einer Prinzessin Murat, als Nachfolger des entthronten Hospodars Cusa empfohlen; Joan Bratianu ihm in Sigmaringen die Krone angeboten; Bismarck, am neunzehnten April 1866, ihm, ge-

gen den Wunsch des ängstlichen Königs Wilhelm, gerathen, über Paris incognito nach Rumänien zu reisen. („Geht die Geschichte schief, dann bleibt Ihnen immerhin die Erinnerung an ein interessantes Abenteuer.“) Da auch der Franzosenkaiser rieth, die widerstrebenden Großmächte Rußland, Oesterreich, England und die Türkei vor das Gewicht einer Thatsache zu stellen, zog der Prinz den preußischen Reiterrock in Düsseldorf aus, fuhr vermummt durch Oesterreich und wurde am zwanzigsten Mai vom Volksjubel in Rumänien begrüßt. Seitdem thront er und herrscht. Bratianus Traum von dem dako-rumänischen Reich, dem Bulgarien, die Bukowina, das Banat, Siebenbürgen und Bessarabien angehören sollten, hat Karol nie mitgeträumt. Freilich nicht früh genug die Agitation verboten, die im Bulgarenland Aufstände bewirkte und die unter Habsburgs Szepter lebenden Rumänen so erregte, daß Beust ein Heer ins Fürstenthum schicken wollte und den Entschluß zur Okkupation erst fallen ließ, als Eugenie ihn in Salzburg gemahnt hatte, nicht allzu hitzig zu sein. Preußische Offiziere waren als Instruktoren nach Bukarest gekommen, preußische Hinterlader als „Eisenbahnmaterialien“ eingeschmuggelt worden; bereitete sich unter russischem und borussischem Schutz eine Verschwörung gegen Oesterreich und die Türkei vor? Karol hat das Mißtrauen rasch auszuroden vermocht. Seine Regentenleistung ist höchsten Lobes würdig. Er denkt gewiß nicht daran, den Rouher und Drouyn nachzuahmen und Rache für Kirkkilisse zu heischen. Er fordert nur, was er erlangen muß, damit sein Thron auch den Erben trage. Am neunzehnten Juli 1877 hat er, nach der russischen Niederlage bei Plewna, vom Großfürsten Nikolai aus Tirnowa eine Depesche empfangen, die ihn beschwor, schnell die Donau zu überschreiten und dem hart bedrängten Russenheer Hilfe zu bringen. Er hats gethan; hat bei Plewna das Kommando übernommen, die Russen aus der Klemme gelöst und vom Zaren gehört, Rumänien werde diese Helferthat nie zu bereuen haben. Karol wird König, sein Land selbständig; verliert aber die bessarabischen Südbezirke und soll durch den achten Artikel des Vertrages von San Stefano gezwungen werden, seine Pforten dem russischen Heer zu öffnen. Als der Bevollmächtigte sich schüchtern gegen solche Vormundschaft sträubt, pfaucht ihn Gortschakow an: „Das fehlte noch! Die Geduld meines Herrn ist nachgerade erschöpft. Er befiehlt mir, Ihre Regirung vor jedem Widerspruch gegen den Artikel Acht zu warnen; die einzige Folge

solches Protestversuches wäre unser Einmarsch und die Entwaffnung Ihrer Armee." So sah der Dank vom Hause Holstein-Gottorp aus. Das zwischen Rußland und Bulgarien eingepferchte Königreich mußte sich an den größten Donaustaat lehnen und hat seit 1887 mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn Verträge geschlossen, deren Inhalt nie ganz ins Licht kam. Auch mit der Türkei? Die Militärkonvention, von der im September 1910 geredet wurde und mit der auch General von der Goltz rechnete, hätte die Rumänen verpflichtet, wider bulgarischen Angriff dem Sultan beizustehen. Das geschah 1912 nicht. Doch ehe an die Knüpfung des Balkanbundes ernstlich zu denken war, kam aus Bukarest die Drohung: „Wenn Ihr Bulgaren bis ans Aegaeische Meer vorrückt und Adrianopel einsteckt, nehmen wir von Eurem Boden ein Pfand; weil wir nicht dulden dürfen, daß Ihr uns überwachset." Luxemburg? Nein. Frankreich hatte alle Kinder in seinem Haus und konnte einen starken Eisenriegel vorschieben. Von den zwölf Millionen Rumänen wohnen nur sieben im Königreich; und dieses Reiches Südgrenze ist offen. Auf Makedonien und Albanien soll es verzichten, um das Schicksal der unter austrischer, ungarischer, russischer Herrschaft lebenden Landsleute sich nicht kümmern. Bringt ein Krieg, der die Slavenmacht ins Ungeheure mehrt, ihm nicht einmal Silistria, dann fragt das Volk, zu welchem Zweck die Heeresziffer auf Vierhunderttausend erhöht worden sei. Dann wird der Panrumanismus, der in die ungarischen Komitate schaut, zur Donaugefahr. Und der Thron morsch, den Karol gezimmert hat.

Hohenzollern-Sigmaringen und Koburg-Kohary. Zwei deutsche Fürsten müssen, zwei kluge Männer können sich verständigen. Je stärker Bulgarien wird, desto heftiger auch sein stolzer Wille, russischen Druck nicht zu dulden. Schon Stambulow hat gesagt, jeder Bulgare müsse dem Himmel dafür danken, daß die Dobrudscha seine Heimath von Rußland scheide. Die Wahrheit des Wortes klingt gewiß auch in Ferdinands Ohr. Regirte Vernunft, dann dürfte er zu dem Herrn Vetter sprechen: „Helft uns erst die Vernichtung der europäischen Türkei vollenden und nehmt als Lohn dann, was jetzt ein uns abgepreßter Tribut schiene." Doch Europa regirt. Und die Mächte, deren Stimmgabel den Ton des wunderlichen Konzertes angiebt, wünschen, daß dem großen Zaren für den kleinen noch Allerlei zu thun übrig bleibt und daß in Südost die deutschen Dynastien sich in Groll von einander wenden.

Der Jesuitenpopanz.

Im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts schwebte die europäische Menschheit in Gefahr, in einen Sumpf von Lüderlichkeit zu versinken. Da schickte Gott den Luther, die schweizer Reformatoren und den Ignatius von Loyola, die den drei Völkergruppen Mittel- und Westeuropas (jeder in der ihrer Volksart angemessenen Weise) zu Hilfe kamen. Die Jesuiten bahnten durch ihr Beispiel und durch ihren Einfluß auf die Machthaber die katholische Reformation an, zwangen den Welt- und Ordensklerus zur Läuterung, disziplinirten den katholisch gebliebenen und den rekatholisirten Theil der deutschen Katholiken und gewannen ihn der Kirche innerlich wieder, nicht durch diabolische Künste, sondern durch ihren unsträflichen Wandel, ihre glühende Frömmigkeit und ihre planmäßige, gewissenhafte, unermüdliche Arbeit in Schule und Seelsorge. Diese historische Mission war im achtzehnten Jahrhundert vollbracht; von da an traten andere sittigende Kräfte in Thätigkeit und heute bedürfen die Völker weder der sola fides noch der Prädestination mehr, auch nicht des gegen die Rotte Satans organisirten Fähnleins Jesu. So weit die Religion noch nöthig, ist auch für sie hinlänglich gesorgt, und zwar nirgends besser als im katholischen Theil Deutschlands. Die deutschen Katholiken sind nicht nur gläubig, sondern glaubenseifrig, gesittet und tüchtig, ihre Geistlichen unterrichtet, sittenrein und pflichteifrig. Daß die Jesuiten keine aktive politische Rolle mehr spielen können (ob sie in früheren Zeiten je eine solche gespielt haben, vermag ich nicht zu entscheiden), ist Jedem, der die heute wirksamen politischen Triebkräfte kennt, vollkommen klar. Da sie grundsätzlich Papalisten, hyperorthodox und bigott sind, wäre es wohl möglich, daß sie den Papst in diesem Sinn beeinflußten und hinter der streng orthodoxen „Berliner Richtung" ständen. Wäre es so, dann wäre ihnen Niemand weniger zu Dank verpflichtet als die deutschen Katholiken und das Centrum, die durch die vielbesprochenen päpstlichen Kundgebungen und den Gewerkschaftstreit in allerlei Wirrnisse verwickelt worden und in gräßliche Verlegenheit gerathen sind. Die Protestanten sind es, die, als Feinde der Katholiken, den Urhebern dieser Wirrnisse, mögen es nun Jesuiten oder andere Leute sein, zu danken haben.

Wie geht es nun zu, daß der Orden trotzdem in Deutschland ungeheuren Lärm erregt und sogar eine passive politische Rolle spielt? Sein protestantischer Apologet Viktor Naumann (Pilatus) hat gezeigt, daß das weit umher spukende Zerrbild des Ordens nicht von Protestanten, sondern von Katholiken gemalt wurde. Die

alten Orden, denen die Jesuiten mit glänzendem Erfolg Konkurrenz machten, die eifersüchtige Sorbonne, das herrschsüchtige pariser Parlament, die Prälaten und die Weltgeistlichen, deren bequemem Wohlleben die katholische Reform ein Ende machte, haßten die neue Gesellschaft, verdächtigten und verleumdeten sie. Der Hochmuth der durch ihre Erfolge aufgeblähten Jesuiten und ihre Selbstberäucherung steigerten den Haß. Diesen Gegnern gesellten sich dann noch die aus reinen Motiven kämpfenden Rigoristen jansenistischer Richtung zu, deren Führung der große Pascal übernahm. Jesuitennovizen, die wegen Verfehlungen ausgestoßen worden waren, rächten sich durch Schmähschriften und Satiren. Die Protestanten, denen ja die Jesuiten erheblichen Abbruch gethan hatten, benutzten natürlich mit Vergnügen diese Literatur; und seitdem hat immer die nächste Generation von Jesuitenfeinden die vorhergehende abgeschrieben, ohne auf die Quellen zurückzugehen und sie zu prüfen. An dem großen Sturm des achtzehnten Jahrhunderts, der den Orden zerschmetterte, haben sich ja fast nur Katholiken betheiligt; Friedrich der Große und Paul der Erste von Rußland gewährten ihm Zuflucht und beschützten die in allen katholischen Ländern wie wilde Thiere gehetzten Väter. Friedrich verspottete in den Briefen an seine französischen Freunde den giftigen Haß dieser „Philosophen" gegen harmlose und nützliche Ordensleute. Naumann macht es glaublich, daß die im Freimaurerorden organisirten josefinischen Prälaten den Vernichtungskampf geleitet haben, und gerade die geheimbündlerische Organisation dieser Herren legte ihnen nah, auch den Jesuiten geheimbündlerisches Wesen unterzuschieben oder (einen wie bedeutenden Tribut hat doch selbst Goethe dieser Psychose des Cagliostrozeitalters entrichtet!) als selbstverständlich bona fide vorauszusetzen. Dieses dankbaren Zuges der Karikatur bemächtigten sich Romanschreiber: zuerst Clauren (Heun), zwanzig Jahre später Eugen Sue, dann eine Menge Nachahmer. Erst vor ein paar Jahren ist wieder eine Sudelei erschienen, in der die mir zufällig bekannten Verhältnisse einer oberschlesischen Magnatenfamilie arg entstellt und mit einer Jesuitenmär verwebt werden. So ist denn in der Phantasie der deutschen Protestanten die Gesellschaft Jesu ein im Finsteren sein unheimliches Wesen treibender Geheimbund von Giftmischern, Erbschleichern und politischen Ränkeschmieden geworden; eine Rotte böser Menschen, die über unermeßliche Reichthümer verfügt und mit übermenschlicher Macht die Völker gefesselt hält. Sogar einen Pastor habe ich diese Macht in den lächerlichsten Ausdrücken beschreiben hören. Daß ein Orden der Katholischen Kirche aus

durchaus unmoralischen Menschen bestehe, ist ein Argument gegen diese Kirche selbst, das die Pastoren nicht gern vermissen möchten; hauptsächlich aber wird deren Haltung dadurch bestimmt, daß sie den Jesuiten ihre Betheiligung an der Gegenreformation nicht vergessen können. Von den Katholikenverfolgungen in protestantischen Staaten weiß das protestantische Publikum nichts, weil die Populärgeschichte und die verbreitetsten Zeitungen von Protestanten geschrieben werden. Als im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der Rationalismus der Religiosität wich, der konfessionelle Gegensatz neu auflebte, die Katholiken die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu als ein Symptom der Wiedergeburt der Kirche begrüßten, da erschien diese Gesellschaft den Protestanten nicht nur als eine Schutztruppe Roms, sondern als die Organisation, in welcher der römische Katholizismus sein echtestes und innerstes Wesen enthülle, und der Kampf gegen die Jesuiten bedeutete fortan den Kampf gegen den in ihnen konzentrirt geglaubten Katholizismus.

Dem Zeitungpublikum ist der so geschaffene Popanz äußerst bequem und darum lieb geworden. Was zum Publikum gehört, Das hat ja keine Ahnung von wirklichen Ursachenverkettungen und braucht darum einen Popanz als Sündenbock, dem es die Schuld an Allem aufbürden kann, was gegen seine Wünsche geht. Jedermann im Publikum hält seine Partei für die allein zum Dasein berechtigte und meint, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn so atavistische Menschenspezies wie Theisten, Christen, gar Katholiken noch existiren; nur eine geheimnißvolle, bisher nicht genügend erforschte Macht könne das Unliebsame erklären. Das katholische Publikum steht natürlich nicht höher als das protestantische; wenn abgeschmackte Bigotterie die ganz weltlich gesinnten Romanen aus der Kirche verjagt, müssen an dem großen Abfall die Freimaurer schuld sein. Bekannt sind die Popanze, die auf anderen Gebieten der Mühe der Ursachenforschung überheben: Juden, Börse, Agrarier, Kamarillen und ähnliche mehr; für ihre Niederlagen im Jahre 1870 machten die Franzosen Napoleon und verrätherische Generale verantwortlich und heute wittern sie Deutsche hinter jedem Mißgeschick, das sie trifft, wie der Protestant hinter jeder ihm unangenehmen politischen Wendung Jesuiten sieht.

Diesen lieben Popanz mußte er zu verlieren fürchten, als nach 1848 Jesuiten in Deutschland Missionen abhielten und kleine Gruppen sich zur Aushilfe in der Seelsorge dauernd niederließen. Jedermann konnte sich jetzt davon überzeugen, daß sie keine Ungeheuer waren, sondern Menschen wie andere Menschen; keine einzige Schandthat konnte ihnen nachgewiesen werden; nicht einmal

den Gefallen thaten sie ihren Gegnern, den konfessionellen Frieden zu stören: in ihren Predigten gedachten sie der Andersgläubigen mit keinem Wort. Freilich sahen Die gerade darin die Friedensstörung; daß es keine Möglichkeit gab, den Jesuiten Etwas ans Zeug zu flicken, störte ihren Herzensfrieden. Und im Krieg verdienten sich einige Jesuiten das Eiserne Kreuz! Das geht nicht, sagten sich die intellektuellen Führer im Kampf gegen den Katholizismus. Wenn das Volk die Jesuiten als gute und achtbare Menschen erkennt, dann sind wir, die wir sie als Scheusale gemalt haben, ja jämmerlich blamirt. Darum müssen sie dem Publikum aus den Augen gerückt werden. Ein anderes Motiv für das Jesuitengesetz war der irrige Glaube, daß der Orden heute noch die Hauptstütze des Katholizismus, also auch des Theismus sei. (Die katholische Restauration im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht den Jesuiten zu danken, sondern der unjesuitischen Strömung, die nicht ganz zutreffend die romantische genannt wird.)

Bei den Katholiken liegt die Sache umgekehrt. Sie empfinden es als eine persönliche Beleidigung, daß die Kirche, der sie angehören, für fähig gehalten wird, sich einer Rotte von Bösewichtern als Truppe zu bedienen, und wollen sie im Lande haben, nicht, weil sie nothwendig sind, sondern, um durch ihre Gegenwart und Wirksamkeit die Jesuitenfabeln zu widerlegen. Sie empfinden es als Beschränkung der Religionfreiheit, daß Einer der Ihren, der in den Orden tritt, dadurch aus dem Vaterland verbannt wird, in dem er nicht gut dauernd verweilen kann, wenn er seine Berufsthätigkeit nicht ausüben darf. Und Viele lieben den Orden gerade darum, weil er so grimmig gehaßt wird; denn, sagen sie, dieser Haß, der doch eigentlich der Katholischen Kirche gilt, ist der beste Beweis dafür, wie nützlich die Jesuiten der Kirche sind.

Im Jesuitengesetz war der (aufgehobene) Paragraph 2, der gelehrte und nicht irgendeines Vergehens verdächtige, geschweige denn überführte Männer mit Dirnen, Landstreichern und entlassenen Zuchthäuslern beinahe auf eine Stufe stellte, eine Schmach für das Reich. Der Rest ist überflüssig; denn daß ihnen kein deutscher Staat die Erlaubniß ertheilen wird, Gymnasialunterricht zu ertheilen, steht fest; damit sind sie aber schon, als Orden, ohne Sondergesetz vom Reichsboden ausgeschlossen. Denn Gymnasialunterricht ist ihre spezifische Ordensthätigkeit. Dürfen sie ihn nicht ertheilen, dann können sie keine Kollegien errichten, können nur einzeln oder in kleinen Gruppen in Privathäusern wohnen, um als Aushelfer in der Seelsorge thätig zu sein, Vorträge und Missionen zu halten; für eine so fragmentarische Thätigkeit wird der

nicht sehr zahlreiche Orden niemals viele seiner Leute übrig haben. Wenn der Bundesrath klug sein wollte, verstand er unter den im Gesetz verbotenen Niederlassungen die in den Ortsstatuten vorgesehenen: Kollegien (Gymnasien) und Profeßhäuser, kümmerte sich aber nicht darum, was die einzeln oder in Gruppen bei uns weilenden Ordensmitglieder trieben. Zählt er die geistlichen Amtsverrichtungen auf und giebt im Einzelnen an, welche einem Jesuiten erlaubt und welche verboten sein sollen (eine stille Messe dürfe er lesen, aber kein Hochamt singen, außer bei einer Primiz), so schämt man sich dieser Bevormundung der Staatsbürger (derer nämlich, die den Jesuiten einladen) in Dingen, die den Staat absolut nicht angehen. Die letzte Interpretation des Bundesraths hatte bei mir zunächst eine Heiterkeitexplosion zur Folge. Musterleistung einer jener Kanzleien à la Metternich oder Kamptz, die vor Achtundvierzig mit so glänzendem Erfolg das Geschäft der Revolutionärzüchtung betrieben. Welches Glück für die Verbündeten Regirungen, daß die Jesuitenmoral das Revolutionmachen verbietet! „Nicht untersagt sind wissenschaftliche Vorträge, die das religiöse Gebiet nicht berühren.“ Die Monisten und die Sozialdemokraten predigen täglich in Vorträgen und Zeitungen, daß „die Wissenschaft“ den Glauben an Gott nicht mehr gestatte. Wenn nun ein Jesuit ein naturwissenschaftliches Thema behandelt und dabei zeigt, daß die aus der Naturwissenschaft gegen den Gottesglauben gezogenen Folgerungen unzulässig sind, so übertritt er das Gesetz, denn er berührt ja das religiöse Gebiet. Herr Erzberger ist im Recht: solches Gesetz giebt es außerhalb Deutschlands auf dem ganzen Erdball nicht. Also die Geschichte kam mir urkomisch vor. Als dann aber wirklich (in Freiburg) einem Jesuiten verboten wurde, allgemein christliche Glaubenswahrheiten in Vorträgen zu behandeln (er hätte es inhaltlich nicht anders gemacht als ein beliebiger Pfarrer, nur wahrscheinlich für den Inhalt eine packendere Form gefunden), und als dann in einer öffentlichen Versammlung in Pforzheim der Jesuitenorden heftig angegriffen, dem Jesuiten Cohausz aber die öffentliche Antwort auf diesen Angriff verboten wurde, da verging mir doch das Lachen; und ich fragte mich, bis auf welche Stufe der vormärzlichen Polizeiwirthschaft der sich als Fortschritt gebärdende Rückschritt, der ja wohl im Blockländle regirt, uns noch zurückführen werde. Daß sogar in Preußen, wo doch die Polizei Dissidentenkinder mit Brachialgewalt in den Katechismusunterricht schleppt, die Nichtexistenz Gottes und der „Christenmythus“ öffentlich dozirt werden darf, nicht aber der christliche Glaube, wenn sich ein Jesuit Dessen unterfängt, reizt doch wieder zur Hei-

terkeit. Bei den Katholiken überwiegt natürlich der Unwille; und sie müßten Klötze, Schlafmützen oder Sklavenseelen sein (die Schlafmützigkeit ist ihnen von der protestantischen Polemik, von der preußischen Imparität und im Kulturkampf ausgetrieben worden), wenn sie nicht allesammt aufbegehrten gegen solche Ungerechtigkeit und exzeptionelle Beschränkung der Gewissens- und Redefreiheit. Rücksicht auf die Empfindung der protestantischen Mehrheit soll die Aufrechterhaltung und strenge Durchführung des Jesuitengesetzes gebieten! Man stelle sich vor, daß die Expatriirung von Personen, die einer zufälligen Mehrheit unsympathisch sind, Grundsatz der Gesetzgebung würde! Und ist es denn wirklich die Mehrheit des nichtkatholischen Volkes, die solche Maßnahmen fordert? Ich bin fest überzeugt davon, daß den norddeutschen Bauern, Handwerkern, Arbeitern, Kaufleuten, die nie im Leben einen Jesuiten zu sehen bekommen, der Orden so gleichgiltig ist, wie er es verdient. Nur die Macher der Oeffentlichen Meinung sind es, die sich in diesem Fall, wie in anderen Fällen, als Volk gebärden. Sollte der Jesuitenhaß und die Jesuitenfurcht wirklich hier und da ins evangelische Volk eingedrungen sein, so sind es außer einigen Schundromanfabrikanten die Witzblätter, die ihn hineingetragen haben. Der Herr Reichskanzler mag sich in Acht nehmen! Der selbe Kladderadatsch, der allsonntäglich die Jesuiten als einen das Reich bedrohenden Ungezieferschwarm schildert, denunzirt auch ihn als eine unsympathische und fürs Vaterland verhängnißvolle Gestalt. Als Modelle für seine Bilder wären übrigens dem Witzblatt die Jesuitenportraits in dem Buch „Sind die Jesuiten deutschfeindlich?“ zu empfehlen (Freiburg, Karitas-Verlag, 1913). Darin wird erzählt, wie die Jesuiten in den deutschen Kolonien, in denen Belgiens und Hollands, Frankreichs und Italiens, West- und Ostasiens, Nord- und Südamerikas für die Erhaltung deutscher Sprache und Sitte wirken. Besonders interessant ist, daß auch in den Vereinigten Staaten, wo die Deutschen ihre Sprache so rasch aufzugeben pflegen, in den von Jesuiten geleiteten Pfarrereien unsere Landsleute und ihre Kinder deutsch bleiben; was mich, als Patrioten, nöthigt (ich habe das Buch erst durchblättert), die Behauptung, die Jesuiten seien heute überflüssig, einzuschränken.

Die deutsche Intelligenz könnte sich ein Wenig vor dem Auslande schämen und auf den Popanz verzichten, dessen Kult, wenn auch nicht in der Schrecklichkeit, so doch in der Unvernunft, mit dem Hexenaberglauben in die selbe Kategorie gehört; dann würde der Jesuitenspektakel verstummen und kein Mensch würde dadurch einen Schaden erleiden.

Neisse. Karl Jentsch.

Puzzle-Malerei.

Der Theil der Kunstkritik, der Jahrzehnte lang nach der Eröffnung jeder größeren Ausstellung das Censursprüchlein mit der Feststellung schloß, „wirklich Neues" sei da nicht, könnte nun wohl zufrieden sein. Denn das Heilsjahr 1912 hat uns des Neuen genug beschert: im Frühjahr die Futuristen, dann den Sonderbund und endlich die Ausstellung für „Moderne Kunst" (Cercle de l'art moderne) im amsterdamer Städtischen Museum. Die Spitzen der Stadtbehörden und der Konservator des Reichsmuseums eröffneten die Ausstellung. Der Präsident, Toorop, war durch Krankheit verhindert, dem feierlichen Akt beizuwohnen. War diese Krankheit nur Zufall?

Die Aussteller gehören drei Kategorien an. Erste: die Alten, die man aus Pietät noch zuläßt, weil sie einst eine gewisse Bedeutung hatten, wie Toorop, die aber nicht auf der Höhe modernen Denkens und Schaffens stehen, weil sie noch nicht ganz mit der alten Tradition, daß Kunst von Können herkomme, gebrochen haben. Dann Männer wie Gauguin, die, als ehrliche Ringer, durch allerlei Umstände eine Art Märtyrerglorie erwarben und die man nun in den „Ehrensaal" hängt. Zweite Gruppe: die Träger des neuen Gedankens; die Genies par excellence. Deren Zahl ist groß; das Genie ist heute eben nicht mehr selten. Früher entdeckten die Nachgeborenen, daß sie selbst, in ihrer Jugend, oder ihre Väter ein Genie erlebt hatten. Heute leben die Genies mitten unter uns. Und in welcher Fülle! Man muß andächtig staunen. Dritte Gruppe: die Mitläufer; Leute, die nicht gerade genial sind, aber ein redliches Talent besitzen und noch nicht alles bei irgendeinem Meister Erlernte vergessen haben.

Zur dritten Gruppe zähle ich Thorn Prikker, der bei Dürer und den Chinesen in die Schule ging und sie noch nicht überwunden hat. Ferner Certon van Rosweyde, der im Stil einer guten chinesischen Malerei einen „alten Italiener" bringt. Gestel hängt sich an Toorop (nicht an den Könner, sondern an die bunten Lappen, die Der sich anflickt) und zeigt, namentlich in seinem „Joueur au violon", wie viel er noch verlernen und ablegen muß, ehe er es bis zum Rang eines Genies von heute gebracht hat. Auch Van Dougen gehört hierher. Seine „Femme assise" aber ist kitschig und süßlich (La belle Fatmé war viel besser) und es wäre schon Zeit, ihn auszuschließen. Vielleicht müßte man auch mit Jan Verhoeven und Jan Sluyters so verfahren. Die „Impression de crépuscule" von Sluyters und Verhoevens „Fleurs (pot rouge)" und „Fleurs au fond bleu" gehören eigentlich in eine andere Umgebung. Hierher scheint sie der Zufall geweht zu haben.

Gauguin: im Hauptsaal. Nicht die besten und interessantesten Arbeiten; aber immerhin eine Sammlung, die seine Entwickelung sichtbar werden läßt. Sein erstes Werk, Portrait d'enfant, fein im Ausdruck und im Ton; aber wie viele Meilen weit liegt Das hinter uns! Dann Landschaften und Stilleben, die deutlich den Schüler Pissaros

erkennen lassen, aber schülerhaft und fast süßlich. Endlich einige gute, charakteristische Arbeiten: „Effet de neige“, „Les négresses“ und ein Portrait von Vincent van Gogh. Ein paar interessante Holzschnitte. Gauguin gehört zu den Aposteln des neuen Glaubens. Deshalb sei ihm viel verziehen. Deshalb duldet kindlich fromme Pietät ihn eben noch. Ein guter Sohn übersieht die Schwächen der Eltern mit einem milden Lächeln auf der Lippe.

Toorop. Auch einem Präsidenten verzeiht man Allerlei: sonst hätte man seine große Zeichnung „Saint-Paul“ und die Kinderköpfe auf dem „Christus Eucharisticus“ (Zeichnung) sicher zurückgewiesen. Was mögen diese Dinge sich im Dunkel der Nacht erzählen und wie mögen sie sich zwischen den Arbeiten der wahren Genies fühlen? Einzelnes gehört ja hierher: „Saint-Jean à Patmos“ und „Le Christ et les Apôtres“ Doch für Toorop, als halben Malaien, sind die Wayangfiguren nicht ganz fremd, bei ihm könnte man solchen Anschluß fast natürlich finden; und deshalb sind auch diese Dinge eigentlich zu verurtheilen, weil noch ein innerer Zusammenhang besteht. Was aber wird einem Präsidenten nicht verziehen? Tout comme chez nous.

Nun aber zu dem „wirklich Neuen“, zu den Trägern der neuen Botschaft. Da wimmelt es von Genie. Hier wird es zur Neurose, ähnelt dem Veitstanz; wie eine Schaar moderner Geißelbrüder ziehen die von solchem Genie Befallenen über das alte und müde Europa hin. Zwar hatten die Futuristen uns im Frühjahr aus unserer dumpfen Trägheit aufgerüttelt. Aber es waren falsche Propheten, wie wir jetzt hören. In der Eröffnungrede wurden sie als eine „Räuberbande“ gebrandmarkt, die sich ruchloser Weise für die wahren Priester der Moderne ausgaben. Das war Lug und Trug. Jetzt erst kommt der wahre Heiland, der Messias, das Genie, das alle Werthe umwerthet.

An der „Ehrenwand“ hängt Le Fauconnier, der auch dem Katalog ein Geleitwort gegeben hat. Er kündet die neue Botschaft und erklärt sie sogar Denen, so noch eines erklärenden Wortes bedürfen. Wie ein eiserner Ring schloß es sich um mein altmodisch dummes Gehirn und ich erschauderte bei dem Gedanken, ich solle mit dieser „Abondance“ oder der „Femme à l'éventail“ mein Lager theilen. Nicht mit der Fingerspitze würde ich Trottel diese Weiber anfassen; die Vorstellung, sie in die Arme zu schließen, ist schrecklich. Ganz links, wie aus Aeonenferne, sah ich Picassos „Garçons nus“ zu mir hinüberblinzeln. Der Katalog sagt, daß dieses Bild 1905 gemalt wurde. Ein Jahrhundert scheint uns von ihm zu trennen. Ein berliner Kenner sagte mir, daß Picasso damals noch nicht zur vollen Reife entwickelt gewesen, dieses Bild noch als Anfängerarbeit zu nehmen sei; mag sein. Man denkt an Trecento und die Fresken in San Marco. Ueberwunden.

Doch zurück zu Le Fauconnier. Ich krame in meinem verstaubten Gedächtniß und suche nach einer Formel, nach dem Ursprung der Hieroglyphe dieses Genies. Aha. Da hinten, weit, Carrière (Femme à l'éventail); dazu etwas verdünnten, schlechten Cézanne (Tête de jeune

fille); noch ein Quentlein Lautrec vielleicht, recht viel Genie neuster Sorte eingestreut: dann hätte man vielleicht die Formel für Fauconnier; für seine Landschaften braucht man freilich auch noch die Hintergründe, die ganze Landschaftwelt des Trecento.

So lange man aber noch schnell erkennen kann, was der Künstler darstellt, ist die letzte Konsequenz nicht gezogen. Die Sache muß „weiter entwickelt werden". Und Fauconnier, der älter werdende Picasso, Braque, Bresdin, alle diese wirklich reifen, ausgereiften, überreifen Genies thun denn auch diesen Schritt. Formel: Man entwerfe eine Zeichnung oder Malerei, nehme dazu, je nach Bedarf, seine Ingredienzen aus dem Trecento, aus der Südsee, von den Malaien, von Cézanne und Toorop, beklebe damit die Würfel, Kegelschnitte, Kreissegmente, Scheiben eines Puzzle=Spieles, werfe dann Alles durcheinander und überlasse den intuitiven Wallungen des Genies, eine höhere Einheit daraus zu bilden; doch so, daß der ungebildete Mitteleuropäer möglichst wenig davon erräth. (Was er erkennt oder erräth, ist, nebenbei gesagt, meist recht kitschig, angesüßelt und jeden Könnens bar.) Nun erst hat man das Gemälde der Zukunft, die neue große Kunst, die nach Fauconnier, wie einst die Gothik, vom Norden Frankreichs ihren Siegeszug über die alte, stagnirende Welt antritt. Mögen die Verkünder nun Picasso, Fauconnier, Braque, Schelfhont, Bresdin oder sonstwie heißen: durch dieses Verfahren ist jedenfalls eine neue Einheit geschaffen worden. Daß der Eine ein Bischen mehr von Céſanne, der Andere mehr Toorop nimmt, Dieser zerhackte Holzmanequins, Jener zerschnittene Theaterrüstungen dazwischen mengt, bleibt für das Resultat belanglos. Während jedoch die meisten dieser Kämpfer sich bemühen, die Fläche mit dem drei= oder vierdimensionalen Raum zu vermählen, halten sich Andere fest an die Fläche. Zu ihnen gehört Mondrian. Seine Formel kommt aus der Quadratur des Cirkels und er scheint seine Aufgabe wirklich restlos gelöst zu haben; denn einige sorgsam zu Papier gebrachte Cirkel= und Elipsenberechnungen geben durchaus den Eindruck von blühenden Bäumen oder von einer „Marine".

Meinem simplen Verstand wollte es zwar anfangs nicht ganz einleuchten. Aber da standen zwei Jünglinge, die einander die Geheimnisse dieser Linien, ihrer Schwingungen, Vibrationen und Klänge erklärten. Verstand ich auch, in meiner Unwissenheit, nicht viel davon, so überzeugte mich doch der gehobene Ausdruck ihres Wesens, die Inbrunst und Durchgeistigung ihrer Gesichter, daß es sich um eine neue, tiefe Wahrheit handle. Schon wollte ich mich ihnen zuneigen und ergeben: aber da hatte mich der Böse wieder erfaßt und raunte mir ein altes Wörtlein zu; das von den zwei Auguren. Ich ward noch nicht erlöst und wie gepeitscht durcheilte ich dieses Labyrinth von Hysterie und Neurasthenie (wie mein dummes Hirn es nannte). Ich fürchtete, diese badenden Damen und andere weibliche Wesen gar wohl liebend umfangen zu müssen, um sie besser erfassen, begreifen zu können.

Ein Schauder packte mich. Wie ist diese Welt doch voll Grauens! War es draußen, im rosigen Licht, nicht ganz anders? Ich eile dem Ausgang zu. Verirre mich und gerathe in einen Seitenraum, wo Neuerwerbungen hängen. Ein Aquarell von Vincent van Gogh. Helle Sonne, Wahrheit, aufrichtiges Streben nach Wahrheit und ehrliche Arbeit. Heiliger Vincent, verzeih ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun. Dann eine kleine Mandolinenspielerin von Corot. Zum Entzücken. Ich bin noch nicht reif für die Bekehrer und die neue Kunst. Unmöglich ist mir, die Straßen Amsterdams, an einem der feinen grauen Tage, wie man sie nur in Holland sehen kann, im Sinn der neuen Botschaft zu erfassen. Aber einen Rath möchte ich den Behörden von Amsterdam geben; den: Rembrandts Nachtwache und Staalmeesters, auch die Bilder des delfter Vermeer so schnell wie möglich verschwinden zu lassen; ansonsten könnten sich doch gar manche Leute finden, die bei diesen alten Propheten bleiben. In Paris hat man mit der Mona Lisa ja schon einen löblichen Anfang gemacht.

Auf dem Heimweg wurde mir dann noch Manches klar. Wir sind nun einmal Mitteleuropäer, nicht Botokuden, Kongoneger oder Neuginealeute. Wie soll uns möglich werden, zu denken, zu fühlen und zu schaffen wie diese Menschen, wenn wir nicht leben wie sie, wenn uns nicht gelingt, unser Hirn auf die selbe Einstellungtiefe (oder Höhe?) zu bringen? Einzige Lösung: Auf, in die jungfräuliche Natur Neugineas oder an den Kongo! Aber dann auch fort mit Allem, was uns noch vom alten Europa anhaftet.

Noordwijk aan Zee. Leo Klein-Diepold.



Drei Spieler und drei Teufel.

Ein Nachtspuk.

Es war spät. Sie hatten verspielt. Sie gingen hinaus in die leise athmende, ruhig schmeichelhafte, weiche Nacht. Hinter ihnen lag die grelle Blendung und Athemlosigkeit des Spielsaals. Ihrer Drei gingen sie zusammen, die zuerst in einer leisen, beinahe schönen Betäubung dort herausstraten und von der Sternennacht empfangen wurden.

Sie sahen sich an, ohne sich zu sehen, und von allen Dreien, die gleiches Schicksal getroffen, hatte Keiner für den Schicksalsgenossen auch nur den flüchtigsten Blick und Gedanken. Sondern still verbissen ging Jeder seinen Weg.

Und des Ersten Weg führte scheinbar geradeaus, unwiderstehlich zu einem bunt erleuchteten Lokal, einer Bar unten in der Stadt, in der verrufenen Gasse.

Er taumelte hin zum Licht wie ein Falter. Dumpf dachte er Et-

was und eigenthümlich dumpf lachte er dazu. „Ich bin hübsch und jung“, meinte er, „Das gilt auch was. Damit läßt sich viel anfangen in höchster Noth. Sie haben auch ein Herz und Augen und Sinne, die käuflichen alten Mädchen. Ich finde wohl Eine, die gut zu mir ist und mir Absinth einschenkt, da drinnen...“ Und als wäre er schon so betrunken, wie er wünschte, stieß der Spieler schwer die Thür auf.

Ein kleiner Teufel aber, der ihm bisher wie ein Seidenäffchen im Nacken gesessen und ihm wohl diesen Gedanken ins Ohr geblasen hatte, rieb sich die ekelhaften Händchen und zeigte ein rothes Zünglein voll Vergnügen.

Der zweite Spieler ging an der Bar vorbei, ohne den Lichtschein, der doch bunt genug war, zu bemerken. Er war lang und hager. Ihm nach, immer ihm nach schleppte sich ein seltsames Schattengebilde. Es bildete mit dem Spieler zusammen ein doppelköpfiges Ungeheuer. Der eine Kopf mit zwei Armen und Beinen gehörte einem seltsamen Teufel an, der schwarz und dabei durchsichtig war wie berußtes Glas. Er hielt sich so eng geklammert und geschmiegt an den Wandelnden, daß sein Dunkel sich ganz in dessen Dunkel einstimmte. Und er trieb zur Eile, zeigte gleichsam den Weg an, den der sonst Irrende hätte suchen müssen. So gings hinab an den Strand, den Strand entlang und weit über den Theil hinaus, der am Tag belebt war, in die Einsamkeit, wo Felsen sich aneinander drängten wie geduckte, nicht zu enträthselnde Thiergestalten. Aber schwarz wie Tinte erschien hier die Fluth und weißen Armen gleich schwamm der Schaum immer wieder heran. Darüber flimmerten die Sterne. Der Spieler blickte zu ihnen empor. Vielleicht hatte er sie noch niemals so genau betrachtet, denn er war nächtlicher Weile nie einsam gewesen, sondern stets in munterer Gesellschaft, die für Himmelslichter kein Interesse hatte.

Nun merkte er zum ersten Mal, obwohl er an ganz Anderes dabei dachte, daß diese Himmelslichter verschiedenfarbig funkelten, roth, violet, blau. Aber als er länger hinschaute, verschwanden die Farben wieder, die Sterne wurden golden, rund und golden, hingestreut auf dem dunklen Himmelsteppich, wie jene verhexten kleinen und großen Goldstücke, die ihm davongerollt waren auf dem Teppich des Spieltisches. Grimmig hätte er mit einem großen Rechen die Goldstücke dort oben fortnehmen wollen, herunterschaufeln, hineinschütten in die dunkle Fluth. Sie zerstreuten ihn so thöricht von seinem Vorhaben. Er war doch mit einem Zweck hierher gekommen, mit einer ganz bestimmten Absicht. Was war es doch? Die brüderlich angeschmiegte Teufelsgestalt half ihm in der Tasche suchen, drückte in seine Finger den zierlichen Todesvollstrecker, das Ding mit dem glänzenden glatten Lauf.

Er strich daran auf und ab mit der Hand und überlegte ziemlich fest und klar. Wie, wenn er fehlte? Sich nur verwundete? Wenn er, wie es einem anderen Spieler jüngst geschah, sich nur zum Krüppel, zum Blinden schoß? Die Nerven können nachgeben nach einer durchspielten Nacht. Warum ist es so schwer, sich aus der Welt zu schaffen?

Wenn es nicht so schwer wäre, so unsicher, es gäbe mehr Platz, das Menschengedränge würde lange nicht so dicht sein. Am Besten: diese scharfgratige Klippe besteigen, sich ganz an den Rand halten und feuern! Dann müßte man jedenfalls kopfüber ins Wasser stürzen, dann würden die schaumweißen Nixenarme umschlingend nahen, den Leblosen hinunterziehen, mit sich fort, weit . . . weit!

Er klimmt hinauf. Einer hilft ihm dazu, ganz liebevoll auf diesem letzten Weg. Schön ist es da oben auf der Klippe. Noch einmal muß er die Sterne ansehen. Sollten Das auch bewohnte Welten sein? Wie schrecklich, wenn die reinen, von fern klaren, schimmernden Sterne auch von widerlichem Lebensgewimmel bekrochen wären! Ein Idealist schrieb, die Erde sei ein noch wenig entwickelter Stern. Reicher, höher, lebenswerther sei das Leben gewiß auf den entwickelten Welten. Etwa dort auf dem Mars, auf dem Jupiter. Ungeheuerlicher Gedanke! Noch mehr Leben, noch mehr Leid, noch mehr Unsinn, nicht nur hier, auch dort, überall in dem übervölkerten Himmel! Unendliche Wiederholung der selben sinnlosen, wenn auch sich reimenden Reime! Kann es irgendein Leben geben, der Mühe werth, gelebt zu werden? In seinen Ohren schiens zu gellen: Nein, nein, nein!

Das Gellen that weh. Er hob die Waffe zum Ohr, das Geräusch zu töten. Er drückte ab. Kopfüber glitt er hinunter. Und die schaumweißen Nixenarme öffneten sich gastlich. Aber auf der Klippe reckte sich triumphirend eine Teufelsgestalt, mit stolz gestreckten, scharf ausgezackten Flügeln. Langsam hob sich das Wesen und schwebte über das Wasser, während die Sterne bleicher wurden.

Ganz schnell war der dritte Spieler die Straßen der Stadt auf und ab gelaufen, die liebe lange Nacht. So schnell, daß ein kleiner rundlicher, etwas hinkender Teufel Mühe hatte, ihm nachzukommen, und sehr außer Athem gerieth. Bald raste der Spieler die langen geraden Straßen eines neuen Viertels hinunter, bald klomm er in der Altstadt die Hügel hinauf in den vielgewundenen, nach Fischen duftenden Gassen. Was nun? So rief es in ihm. Wenn er noch so rennen und rasen mochte in den engen, schmutzklebenden Sträßlein, liefen sie nicht überall mit, die behenden, pfeilschnell schießenden Vorwürfe? Drohten sie nicht aus jedem Hinterhalt, die Steinwürfe der Reue?

Endlich wurde er müde und tappte nur noch an den Mauern entlang. Uebellaunig schlich der hinkende Teufel hinterher. Die Sterne erblichen, der graue Tag trat bescheiden an.

Kaum war seine Leuchte flackernd entzündet, wurden da und dort die Geschäfte des Alltags laut. Zuerst ein leises Ticken, Klopfen und Hämmern in der Hafenstraße, wo der Ermüdete an den Häusern schlich, dann lautes Rufen, Sprechen und Schelten.

Fast ihm ins Gesicht flog herzhaft ein Thürflügel auf. Und drinnen in der Werkstatt sah der entnüchterte Spieler, befremdet über das laute Leben, den Meister Schreiner mit verschlafenen Gesellen Bretter hobeln und sägen.

In den scharfen Sägeton mischte sich das scharfe Wort des Alten, wie träg die Jugend sei und Keiner wolle sich zur Arbeit halten.

Da zog der blasse Spieler langsam die Handschuhe aus, die feinen hellen Handschuhe, die er beim Verlassen des Saales zerstreut über die Finger gestreift. Er musterte seine Hände. Sie waren gepflegt, aber kräftig und sportgewohnt. Schnellen Rucks zog er den Rock aus, warf ihn fort, stand da in Hemdsärmeln, froh, als sei Alles weggeworfen, was so schwer auf ihm gelastet hatte. Breit trat er in die Thür, fast bittend die Arme vorgestreckt: „Ich suche Arbeit".

Pfauchend und ärgerlich fuhr der hinkende Teufel in einen schwarzen grünäugigen Kater, der bereit war, sich dem Fremden feindlich entgegenzustellen. Aber einer der Gesellen verscheuchte lachend das Thier und es floh um die Ecke . . .

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.



Mit vollem Saitenspiel.

Mit vollem Saitenspiel. Schuster & Loeffler in Berlin.

Es ist ein eben so schwieriges wie peinliches Unternehmen, ein eigenes Buch anzuzeigen und es dadurch doch zu empfehlen. Ich will mich deshalb darauf beschränken, mein Werk selbst reden zu lassen. Möchten diese paar Akkorde den Wunsch wecken: nun auch das ganze „Saitenspiel" zu hören.

Sapphos letztes Liebeslied.

An der Küste schatten Oliven wie wartende Todesnacht,
Der Sturm geigt wilde Tänze, der heimliche Meergrund lacht —
Es strahlt am leukadischen Marmor wehmüthiges Mondesblau
Und durch Lorberbüsche im Sternlicht wandert und weint eine Frau . . .

Der Lorber duftet so bitter, der dunkel den Pfad umhegt;
So bitter ward auch die Krone der Frauenstirn, die sie trägt . . .
Die Städte der Griechen beherrschtest Du, singende Königin,
Es riß die beseelte Laute die Welt Dir zu Füßen hin.

Es ringeln sich Sapphos Locken um fürstlichen Nackenbug,
Ihre Blicke sind tief wie Schmerzen; es schrieben mit leuchtendem Zug
Die Götter ihr Königszeichen auf die Stirne dem jungen Weib;
Nun strahlt von Kraft der Gedanke und von Blumenschönheit der Leib.

Doch es traf ein jähes Verwelken ihren lachenden Jugendtag,
In wilde Takte zerrissen, geht ihres Herzens Schlag.
Ihre Laute sucht letzte Akkorde von Seligkeiten und Noth —
Es schluchzt ihr Lied in Schauern von starkem Leben und Tod . . .

Da schweigt vor den süßen Tönen das donnernde Meer in Scheu
Und es duckt sich ihr zu Füßen der Sturm, ein gebändigter Leu;
„Ich bin von Flammen getrieben, ich kannte kein laues Maß,
Es ward von Leidenschaften mir Stirn und Lippe blaß.

Laß Andre kühl entsagen, meine Pulse fordern Besitz,
Mich traf mit frohen Gluthen des Göttervaters Blitz;
Der durchflammt meine tiefe Seele und mein junges rinnendes Blut,
Wie hättest Du trunken, Phaon, in diesen Armen geruht!

Ich bin von dem seltnen Geschlechte, das schaffend Unsterblichkeit
wirkt,
Du warst von lauen Wünschen und engen Massen umzirkt.
Die Rosen meiner Jugend, den Lorber meiner Kunst,
Die hätt' ich zur Krone geflochten dem Jüngling meiner Gunst.

O Thor, Du wandelst abseits: nun stirbt Dir ein Paradies!
Nie trankest Du von den Wonnen, die meine Lippe verhieß,
Nie hast Du Sternennächte an meinem Herzen verträumt,
Nie hat Dir das einzige Leben in meinem Becher geschäumt!

Jahrhunderte rollen wie Perlen in spielender Kinderhand —
Meine Flamme loht über die Zeiten, Dein Lichtlein ist bald verbrannt;
Du wirst auf Erden altern — jung geh' ich zur Gottheit ein,
Meine Lieder unsterblicher Liebe werden brennen und ewig sein!

Die Wunder von Sapphos Herzen sind für ein Leben zu heiß . . .
Tod, Gnadenvoller, Lieber, küß meine Stirne leis!
Ueber die tönende Seele hast Du und das Leid keine Macht —
Die Blume meines Leibes verfällt nur Deiner Nacht!

Für Alle, die nach mir jubeln und weinen in Leidenschaft,
Soll auferstehn meiner Lieder und meiner Liebe Kraft!
Das Höchste, Allgewaltige, was je meine Seele geschwellt,
Was mich über Grenzen gerissen, mein Erbtheil seis der Welt!"

Ihre Laute zerschellt sie am Felsen . . . Ein Sprung! Aufschluchzt
das Meer —
So wurden die Lande der Griechen um eine Göttin leer.
Mit tastenden Zärtlichkeiten küßt Mond und Meer ihr Gesicht
Und vom leukadischen Felsen steigt ein singender Schwan ins Licht.

Tristans Maigesang.

Isôt, ma douce Isôt m'amie —
En vos ma mort, en vos ma vie.

Lenzgewitter fuhr über das Meer mit Blitzen fahl,
Da kamen wir und der Mai in die Wälder von Cornewall...

Ueber den Felsen drohte im Abendblau Markes Schloß,
Königin, und Dein Blick war von Liebe so himmelgroß...

Ist Das fordernde Jugend, die uns in den Adern kocht?
Ists der unselige Trank, der süß die Pulse durchpocht?

Oder ist Deine Schönheit und Liebe das trunkene Gift,
Das unsre lachende Jugend früh mit Verderben trifft?

Blumig und lind ist die Mittagsküste von Engelland
Und durch die Wälder winden silberne Myrthen ihr Band.

Hell zur Krone pflück' ich sie Deinem Ringelhaar;
Seliger dünkt sie mich, als je Dein Königsreif war...

Wie die Büsche flimmern und duften! Die Nachtigal lacht!
Wie unsre Leidenschaft blühender ist als die Maiennacht!

Königin, stände ganz Cornwall in Waffen gegen uns auf,
Jubelnd ließ ich dem Zorn und dem gierigen Schicksal den Lauf!

Jeden heimlichen Kuß zahlt' ich gerne mit eiserner Noth;
Nahe beisammen im Becher der Liebe sind Leben und Tod...

Schreitest herab zu mir und veilchenvoll wird die Au,
Heimwehsüß lacht Dein Mund, unselig-selige Frau.

Giebt mir Dein Herz und geben mir Deine Lippen den Mai,
Geh' ich gefeit und stolz den Zaubern der Welt vorbei!

Psyche...

Falter mit Deinen zitternden Schwingen
Zärtlich und seiden berührst Du mich.
Das ist ein goldenes Flügelsingen!
Also umflattern die Seelen sich...

Alle die lieben, Alle, die streben,
Ueberfliegen den Nebel und Staub;
Dürfen in Rausch und in Düften schweben,
Oder — sie werden den Stürmen ein Raub...

Schwingen sich zwischen Seligkeiten
Tanzend empor und zwischen dem Tod —
Wie sie zum Glück die Flügel breiten,
Wächst aus den Fernen schon Wetter und Noth.

Falter, geliebter, nur einmal zusammen
Lasse uns Flügel an Flügel ruhn!
Laß uns in letzten Abendflammen
Nur alles Zarten Zärtlichstes thun! . . .

Mag dann der Sturm und die Nacht uns haben!
Droben wachsen doch Funken von Licht . . .
Träumend in jungen Rosen begraben,
Wissen wir Anfang und Ende nicht.

Märzsturm.

Von Sonnenaufgang treibts daher —
Durch Wolken brennt der Himmel noch,
Die Fichten rauschen selig-schwer —
Der junge, junge Sturm ist da! . . .

Nun bebt die Welt im wilden Takt,
Mit dem er ungebändigt fiegt . . .
Die Lande stehn noch göttlich nackt
Und zitternd vor ihn hingeschmiegt . . .

Er ist so warm, wie Leidenschaft,
Wie Flammen, die beflügelt sind —
Er weckt die Kraft und ist die Kraft,
Der seligtolle Frühlingswind.

Wie er den strengen Wald bekrönt!
(So zärtlich Laub trug er noch nie.)
Wie er die ganze Welt durchtönt
Mit alter Schöpfungmelodie!

Sein Athem kommt wie Veilchenduft
Aus Klüften, über Gipfel her.
Es jauchzt die Luft, es lacht die Luft
Zu ferner Wonne Wiederkehr . . .

Entriegelt Eure Seelen weit!
Denn Offenbarung ist Euch nah . . .
Aus Wundern steigt die neue Zeit —
Der junge, junge Sturm ist da!

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Selbstanzeigen.

Volk wider Volk. Roman. Grethlein & Co. in Leipzig.

Als ich im Sommer 1909 den Plan eines Romancyklus faßte, dessen geschichtlichen Hintergrund der deutsch-französische Krieg von 1870/71 bilden sollte, da lachten meine Freunde mich aus und prophezeiten mir, Das müsse ein Schlag ins Wasser werden. Kein Mensch wolle Etwas von Krieg und Kriegsgeschrei hören. Und vollends der deutsch-französische Krieg sei eine überwundene und versunkene Angelegenheit, die Revancheidee sei in Frankreich endgiltig begraben, eine neue Generation sei dort herangewachsen, die keinen sehnlicheren Wunsch kenne als den, in Eintracht und Frieden mit uns an den hohen Werken der Kultur zu wirken. Als ich dann im Herbst 1909 zu den großen französischen Manövern in Südfrankreich reiste, um den französischen Soldaten zu studiren, da meinte ich, diese Auffassung bestätigt zu finden. Ich durfte ruhig erzählen, daß ich Deutscher sei, ohne daß man mich hinauswarf oder als Spion verhaftete. Offiziere und Mannschaften fanden es höchst amusant, einen Preußen in ihrer Mitte zu haben, und ich saß mit den Söhnen des „Erbfeindes“ am Lagerfeuer, lag inmitten von hundert französischen Infanteristen im Biwakstroh einer riesigen Scheune und fühlte mich wie in Abrahams Schoß. Dann erschien „Das eiserne Jahr“; und nun zeigte sich, daß das deutsche Volk nicht gewillt ist, die gewaltigen Wehen zu vergessen, aus denen seine Einheit erstand. Daß es dem Dichter dankte, der den Kampf der großen Vergangenheit erzählte wie etwas Gestriges. Und dann kam im Sommer 1911 die Studenten-Emeute des quartier latin gegen den bekannten Artikel der „Straßburger Post“. Ich selbst sah eine vielhundertköpfige Schaar der pariser akademischen Jugend mit dem wüsten Gebrüll „Vive l'Alsace-Lorraine!“ über den Boulevard Saint-Michel ziehen und mußte mir „Verdammter Deutscher!“ nachbrüllen lassen. Noch verkehrte ich freundschaftlich mit französischen Offizieren, war Gast im Cercle Militaire, dem französischen Landwehroffizierkasino, und konnte Infanteriekasernen besichtigen. Und dann kam Agadir und der plötzliche Umschwung; und dann habe ich „Volk wider Volk“ geschrieben. Ich glaube trotz Allem, was seitdem geschehen ist, nicht an die Möglichkeit, daß Deutschland und Frankreich noch einmal ihre Kräfte an der Schneide des Schwertes messen werden. Ich habe einen zu tiefen und festen Glauben an die Kulturverwandtschaft der beiden edelsten Völker der Menschenerde, als daß ich mir vorstellen könnte, sie würden ohne zwingende Noth den Wahnsinn eines Rassenkrieges noch einmal wiederholen. Sollte dieser tröstliche Glaube an die Kraft des gesunden Menschenverstandes und die sieghafte Macht des Kulturfortschrittes sich aber als trügerisch erweisen, so wird das Unvermeidliche beide Völker gerüstet finden, viel schrecklicher als 1870/71, und etwas namenlos Furchtbares wird geschehen, etwas unvorstellbar Bejammernswerthes; doch der Kriegerschild beider Völker wird auch dann herrlich strahlen.

Aus dieser Ueberzeugung heraus habe ich meine beiden Bücher geschrieben, werde ich nächstens das dritte und letzte des Cyklus beginnen. Als eine Warnung an beide Völker; dem meinen aber, wenn es nöthig sein sollte, als eine Aufrichtung und Nackensteifung. Unvermeidliche geschichtliche Nothwendigkeit wird das deutsche Volk einig und auf dem Posten finden. Walter Bloem.

Die Lügner des Lebens. Band 7: Pfarrer Schröder. Dresden, bei Karl Reißner. Preis 4 Mark.

Als im September 1902 Emile Zola in Paris starb, erwog ich zusammen mit meinem damaligen Verleger Richard Bong in Berlin die Möglichkeit, in Deutschland ein ähnliches Werk wie Zolas Familiengeschichte Les Rougon-Macquart zu schaffen, und ich entschloß mich endlich, unter dem Gesammttitel „Die Lügner des Lebens" den bescheidenen Versuch eines Romancyklus zu wagen, der im Rahmen der Geschichte der Familie Baumann-Brandt die verschiedenen Stände der zeitgenössischen Gesellschaft in Deutschland charakterisiren und jedesmal ein Glied der genannten Familie als Vertreter des eines Standes zum Helden haben sollte. Der erste dieser Romane, „Das Liebesnest", hatte zunächst die wichtigsten Glieder der Familie Baumann einzuführen und die Folgen einer auf einer Lüge gegründeten Ehe zu zeigen. Ihm folgte „Der Börsenkönig", der die Finanzwirthschaft etwa der siebenziger Jahre zum Inhalt hat und dessen Held Harry Seliger, der Mann Hilde Baumanns, ist. Danach kam der Roman „Bildner der Jugend". Wie schon aus seinem Titel hervorgeht, hat er es mit unserer höheren Schule zu thun und führt den Gymnasialdirektor Schröder, Pfarrer Schröders Vater, als Helden der Geschichte vor. Schröder ist der Mann Marthas, der zweiten Schwester Hildes. „Der Eroberer" erzählt Rolf Baumanns Geschichte, den Roman eines verschuldeten und zum Abenteurer herabsinkenden Offiziers. Rolfs jüngster Bruder Paul ist die Hauptfigur in dem Roman „Die neue Stadt". Er giebt ein Bild der Kommunalpolitik und der Entwickelung moderner Großstädte. In ihm findet die Geschichte der ersten Generation der Familie Baumann-Brandt ihren Abschluß. „Purpur" erzählt das tragische Schicksal eines reichbegabten, dem Wahnsinn verfallenden Fürsten und macht den Ministerpräsidenten Baumann von Brandt zum eigentlichen Hauptträger der Handlung. Nun ist als siebenter Band „Pfarrer Schröder" erschienen, der längst schon, ehe die Fälle Jatho und Traub die öffentliche Aufmerksamkeit auf höchst bedauerliche Zustände innerhalb der evangelischen Kirche lenkten, in seiner Hauptsache für die Familiengeschichte der Baumann-Brandt geplant war. Im Sommer 1911, als das Spruchkollegium Jatho verdammt hatte, ging ich an die gedankliche Ausarbeitung meines „Pfarrer Schröder", der den modernen Menschen im Konflikt mit beschränkten und neidischen Kollegen und im Kampf gegen eine veraltete kirchliche Dogmatik zu zeigen hatte.

Die Niederschrift des Romans erfolgte in den Winter- und Frühlingsmonden dieses Jahres. Das Manuskript war druckfertig im Mai 1912 und lag ausgedruckt vor Ende Juni, ehe von dem Fall Traub, der Entscheidung des breslauer Konsistoriums und Traubs Entlassung die Rede war. Das ist die Vorgeschichte des Romans. Ich bringe sie hier ausführlich, weil man öffentlich die Ansicht geäußert hat, ich hätte rasch, um den Fall Traub literarisch und geschäftlich auszubeuten, meinen „Pfarrer Schröder" geschrieben. Dazu bin ich gar nicht im Stande, weil mir jeder Roman eine lange Monate währende, fortdauernde gedankliche Thätigkeit und Beschäftigung mit dem Thema auferlegt, ohne die ich zu einer Niederschrift unfähig bin. Ich habe allen bisher erschienenen Bänden der „Lügner des Lebens" ein lokales Kolorit zu geben versucht, weil mir scheint, daß man nur damit lebenswahr und überzeugend gestalten kann. So spielt das „Liebesnest" (den Ortskundigen ists leicht erkenntlich) in Frankfurt und bei Homburg, der „Börsenkönig" im Spessart und in Frankfurt, die „Bildner der Jugend" in Bensheim an der Bergstraße, der „Eroberer" in Wiesbaden, Mainz, der Schweiz, an der Riviera und in Paris, die „neue Stadt" in Frankfurt, „Purpur" in München und dem bayerischen Hochgebirge und „Pfarrer Schröder" wieder in Frankfurt. Aus diesem mir sehr bekannten Lokalkolorit und aus der thatsächlichen Schilderung mir eben so bekannter Zustände innerhalb der hiesigen evangelischen Kirche, die aber aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammen, sah sich eine ganz bestimmte Gruppe hiesiger Götz Krafft-Gegner veranlaßt, in ihren Kirchenblättern die Behauptung zu verbreiten, „Pfarrer Schröder" sei ein Schlüsselroman und seine eigentliche Absicht sei, zwei verstorbene Geistliche, die sich in ihrer Zeit im Kampf gegen Götz Krafft „hochverdient" gemacht hätten, bloßzustellen und zu beleidigen. Jeder Mensch, der meinen Roman liest, wird sich überzeugen, daß das Werk einem ganz anderen Ziel zustrebt. Ich habe Modelle für meinen Roman benutzt, wie jeder gewissenhafte Autor thut, denn ohne Modelle aus dem Leben giebt es leider weder eine dramatische noch eine epische Literatur, wie den Herren jeder Volksschullehrer, der seinen Kindern von Goethe oder Schiller erzählt, bestätigen kann. Ich habe die beiden von den Herren hier beanstandeten Romanfiguren zu Liberalen und nicht zu Orthodoxen gemacht, weil ich der Ansicht bin, daß der wissenschaftlich sich geberdende Scheinliberalismus, der an vielen Fakultäten und in mancher Großstadt herrscht, der zu feig ist, die letzten Konsequenzen zu ziehen, eine größere Gefahr für die Freiheit einer sittlichen und religiösen Weltanschauung bedeutet als die auf einem verlorenen Posten mit den Gewaltmitteln des Staates verzweifelnd kämpfende Orthodoxie. So viel von dem Inhalt, dem Zweck und den Absichten meines Buches. Ob mir gelungen ist, meinem Ziel nah zu kommen, mögen die unvoreingenommenen Leser selbst entscheiden.

Frankfurt am Main. Dr. Edward Stilgebauer.

Menedem, die Geschichte eines Ungläubigen. J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart.

Der moderne Roman ist Gegenwartserzählung; ein historischer Roman ist also ein Unding. Ist Dem wirklich so? Vielleicht doch nicht ganz. Denn auch die Vergangenheit kann voll erlebt werden und unsere flüchtige Gegenwart ist doch nur immer der letzte Wellenschlag der vergangenen Zeit, das Kind unzähliger früherer Gegenwarten. Daher ist, an Personen und Ideen der Vorzeit anzuknüpfen, das Bedürfniß und Verlangen jedes tiefer Gebildeten. In den Geschichtbüchern aber lernen wir immer nur die hervorstechenden Figuren, nur immer das Massenleben der Völker kennen. Wie das intimere Menschenleben, das „Du und Du" des Alltags wirklich verlief, sagt uns Keiner; und wer versucht, es uns in Form einer Romandichtung vorzuführen, kleidet nur zu leicht und nur zu oft moderne Menschen in antike Gewande und Redewendungen. Wie aber, wenn man entdeckt, daß Probleme und Konflikte, die unsere Zeit bewegen, eben so, nur klarer und unverworrener, schon in antiken Zeiten mächtig durchgefochten worden sind und daß wir unsere Gegenwartwerthe eigentlich nur im Hinblick auf sie richtig taxiren können? Da kann es kommen, daß auch einen sogenannten Gelehrten, einen Menschen, der viele alte Bücher liest, aber nur, um Leben aus ihnen zu schöpfen, einmal die Lust, zu fabuliren, befällt. Es ist nicht Lust, es ist Drang. So ist das Kultur- und Lebensbild „Menedem, der Ungläubige" entstanden. Wir sind im Zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in einer Epoche, aus der eine Fülle von Geisteszeugen mit lebendiger Zunge zu uns redet. Römer und Griechen. Handel und Wissenschaft, Bürgersinn und Kunstsinn, Aberglaube, Sklaventhum, Liebelei und Mordsucht; und dazu ein mächtiges Streben und Sehnen nach Hochhebung des Menschenthums; soziale Hilfe; Frömmigkeit; ein Emporstreben nach den Seligkeiten des Himmels. Um die Aerzte stand es bei den Griechen nicht ganz so wie heute. Es gab damals mehr Pfuscher unter ihnen, Handlanger des Todes. Aber es gab unter ihnen vielleicht auch mehr Philosophen, mehr allgemein wissenschaftlich geschulte Geister, die die ganze Bildung ihrer Zeit beherrschten. Auch der ungläubigste Arzt glaubt doch an seine soziale Pflicht, die Krankheiten zu lindern, den Tod zu entwurzeln. So hofft auch Menedem, der Arzt, sein Leben in gleichmäßiger, rastloser Arbeit zu erschöpfen, als andere Mächte ihn erfassen, als die Woge, der Wogenprall der ungeheuren religiösen Kämpfe ihn ergreift. Der Schauplatz ist nicht Rom, sondern das griechische Kleinasien. Da betete man zwar auch noch immer zu den alten netten olympischen Göttern, Demeter und Zeus und wie sie heißen; aber die Weltreligionen greifen aus und überwuchern sie und unterwerfen sich die Massen in den Städten: Isisdienst, Mithrasdienst, Christusdienst. Womit locken sie, alle drei? Mit ewiger Seligkeit. Man muß Gott selbst in sich aufnehmen, dann wird man selig,

und zwar muß man den Gott auch körperlich essen, sonst kehrt er nicht in uns ein. Daher das Abendmahl. Das ist nicht nur christliche Liturgie, Das ist auch die Liturgie des Mithras, die Albrecht Dieterich uns erschlossen hat. Helios ist der Mittler des Mithras; wir müssen ihn speisen: dann wird er unseren Leib verwandeln. Verwandt mit diesen Vorstellungen ist das alte Gebet: „Komm' in mich, Gott, wie die Kinder in den Mutterschoß". Menedem genießt das Sakrament des Mithras, aber der Ungläubige spürt den Gott nicht in sich. Dann nimmt er, von den Ereignissen getrieben, in ehrlicher Wißbegier das Matthäusevangelium und zieht damit in die Einsamkeit. Er liest, er bewundert es, aber es macht ihn nicht zum Christen. Die Auferstehung ist ihm ein Märchen, die Sittenlehre Jesu ist ihm nicht neu und er bemerkt, daß die wahren Christen im Sinn Jesu in der Christenheit selbst nicht zu finden sind. Also mein Buch ein Tendenzbuch gegen das Christenthum? O nein. Wohl aber gegen Kirche und Hierarchie. Die Kirche ist heidnisch, das Christenthum ist außerhalb von ihr: Das war die Wahrnehmung des kritischen Beobachters Menedem. In seiner Zeit war die bessere Moral auf der Seite der Heiden. Denn es giebt zwei Arten des Gutseins: eine Moral des Staatsbürgers und eine weltabgewandte Moral. Die erste (müssen wir sagen) ist die werthvollere. Denn das Leben braucht sie; der Nutzen, den sie der Gesellschaft unmittelbar leistet, giebt ihr den Werth und viele große Staatsmänner der Weltgeschichte haben sie vertreten. Im Alterthum und in dem losen Staatsgebilde des Römerreiches siegte aber die christliche Weltauffassung und Sittenlehre, die den Staat für gleichgiltig erklärt, die Vortheile, die er bietet, zwar genießt, aber nichts für ihn thun will, indem Jeder sich darauf beschränkt, nur sich selbst moralisch sauber zu halten. Man wundere sich also nicht, daß in meinem „Menedem" keine Idealchristen, etwa im herrenhutischen Sinn, auftauchen, wie sie sich die gutmüthige Phantasie gern erträumt. Denn ich wollte nach bestem Wissen die Wirklichkeit geben. Und mir scheint, es ist eine beglückende Vorstellung, wenn wir annehmen dürfen, daß auch in der Religion der Liebe, wie in anderen Dingen, eine Entwickelung zum Besseren gewaltet hat; daß das Christenthum anfangs unvollkommen war (denn die Südländer des Alterthums, Syrer und Kleinasiaten, haben den göttlichen Gedanken von früh an fanatisch verfälscht und verzerrt) und daß es erst nach großen weltgeschichtlichen Prozessen, als die kraftvollen Völker diesseits der Alpen der Bildung endgiltig gewonnen waren, von Männern ruhigeren Blutes geläutert, vergeistigt worden und so zu sich selbst gekommen ist. Das Urchristenthum ist die Wurzel, gewiß; die Wurzel kann aber nicht selbst Blüthe und Früchte tragen. Blüthe und Frucht brachte erst die neuere Zeit. So habe ich das Buch geschrieben und auch veröffentlicht, nicht nur als Gegengift gegen Geschichtentstellungen von der Art des Romans „Quo vadis", sondern, um einige Gesinnungsgenossen Menedems in der Gegenwart zu wecken, Mitglieder eines unsichtbaren

Reiches fromm gestimmter Menschen, deren Religion nicht in Geberden besteht, sondern im Handeln.

Marburg. Theodor Birt.

Ballhaus. Ein lyrisches Flugblatt von: Ernst Blaß, Max Brod, Fritz Max Cahén, Hanns Wilhelm Eppelsheimer, S. Friedländer, Victor Hadwiger †, Ferdinand Hardekopf, Max Herrmann, Arno Holz, Else Lasker-Schüler, Rudolf Leonhard, Rolf Wolfgang Martens, Alfred Richard Meyer, Anselm Rüst, René Schickele, Ernst Stadler. Mit einem Prolog von Rudolf Kurtz und einem Titelblatt von Walter Rößner. Verlag A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf. Preis 50 Pfennige (auf Bütten).

Eine Probe:

Phantasus (von Arno Holz).

Das kleine Jöhr in mir,
das nach jedem Sonnenstrahl greift und nach jedem Schmetterling,
das Vergißmeinnichtaugen hat und das mir vor meinem Tod: hoffentlich nicht sterben wird,
entzückt sich noch immer über Ludwig Richter;
der Großpapa liebt Walter Scott.
Mein Schläfchen,
sonntags,
wenn es zu Mittag Nelson-Cotelettes,
Karpfen in Bier oder vielleicht gar eine Gans gegeben,
erledige ich auf einem blauen, grüngestreiften Biedermannssofa,
über dem an einer gelben Urvätertapete ein Stich von Chodowiecki hängt;
und auf meinem Vertiko,
zwischen zwei Sträußen aus Zittergras,
paradirt eine blanke, mit bunten Blumen bemalte Porzellankuh,
die, während ich schnarche, gemolken wird.
Indessen!
Das hindert mich Alles nicht.
Abends,
auf der Redoute,
mitten unter dem mittelsten Kronleuchter,
bin ich durchaus Europäer.
Eine wandelnde, höchst appetitliche Reklame für einen Wurstladen
hat außer ihren Brillantohrringen wirklich auch noch Tricots an.
Ich hebe mit gespreizten Fingern meinen Handschuh,
bugsire ihn ihr geschickt
bis auf fünf Millimeter vor das schwarze glänzende Tafftnäschen,
lächle
und lasse ihn fallen.
Er bleibt sofort stecken.
„Na, kleener Sektproppen, Kostenpunkt?"

Alfred Richard Meyer.

Soll und Haben im Heer.

Ohne die preußische Heeresreform von 1860 konnte Bismarcks Politik nicht erfolgreich sein. Das Jahreskontingent war von 40000 auf 63000 Mann erhöht worden. Vier neue Garderegimenter und die Linienregimenter 33 bis 72 der preußischen Armee wurden mit einem Schlag geschaffen. Eine fast ungeheuerlich zu nennende Belastung eines einzelnen Staates, der sich finanziell kaum noch von der Noth napoleonischer Zeit, innerlich kaum von den Wirrnissen der achtundvierziger Jahre erholt hatte. Die Reform von 1860 hat das Linienheer verjüngt, also gestärkt und damit die großen Thaten der folgenden Jahre vorbereitet. Nach dieser Richtung muß, freilich in anderer Form, auch jetzt eine Stärkung unserer Wehrkraft versucht werden. Im Jahr 1911 sagte ich hier: „Wir nennen uns das Volk in Waffen. Frankreich ists; wir sind es nicht mehr. Frankreich hat, mit 39 Millionen Einwohnern, fast die selbe Friedenspräsenzstärke wie das Deutsche Reich; dort dient wirklich jeder Taugliche, jeder Wehrfähige."

Unsere Ueberlegenheit an Kopfzahl ist, auch in einem Kampf nach nur einer Front, zweifelhaft. 1870/71 erledigten wir den entscheidenden ersten Theil des Feldzuges im raschen Anlauf. Wir besaßen zu allem Uebrigen die numerische Ueberlegenheit. Für die Zukunft müssen wir auf stärkere, trefflich bewaffnete, besser geführte Feinde gefaßt sein. Die Zukunft kann erheischen, Frankreich trotzdem noch rascher niederzuwerfen. Soll das nie geschaute Massenheer der Zukunft, dessen ungeheuerliche Maße Moltke im Reichstag einmal hervorhob, seine Existenzberechtigung erweisen, so müssen alle organisirten, rechtzeitig bereiten Kräfte hüben wie drüben zum ersten Schlag eingesetzt werden. Nur eine schwache Rückendeckung nach der anderen Seite kann in der Heimath bleiben. Der rasche Ansturm wird nie erhörte Opfer kosten. Ich glaube, wir wissen noch nicht, was wir säen müssen, um zu ernten. Das siegreiche Heer hat die spannungreiche, schon mancherlei Mühsal bergende Zeit bis zum Aufmarsch hinter sich, weist je nach dem Kriegsschauplatz gewaltige Marschleistungen auf, hat einen Gürtel von Grenzsperren gesprengt, hier und dort das feindliche Heer gepackt, durchbrochen, umklammert, geworfen; ein zweiter und dritter Gürtel von Festen ist zu brechen; wenn fast nie die Kriegsgeschichte eine Verfolgung mit Massen uns erzählte: jetzt muß der letzte Hauch von Mann und Roß darangewendet werden. Die Mehrheit der siegreichen Corps ist am Ende ihrer Kräfte. Massenersatz ist schnell nöthig; man kann nicht warten, bis in der Heimath nach zwei oder drei Monaten schließlich doch unzureichende Rekrutenmassen mit unzulänglichen Mitteln ungenügend gedrillt wurden. Drei Wochen vielleicht nach Feldzugsbeginn sind gewaltige Verluste auszugleichen. Selbst wenn verbürgt wäre, daß wir nur gegen eine Front zu kämpfen hätten, müßte man möglichst rasch die gerissenen Lücken schließen. In Bereitschaft sein, ist Alles. Wir haben die Massen. Wie sollen sie in Bereitschaft gebracht

werden? Wer die Studie des Generals von Falkenhausen über den „großen Krieg“ durchdacht hat, wird zugeben, daß die Grenzen der Ausdehnung des Massenheeres erreicht sind, und von der Schaffung neuer Feldcadres abrathen. Sicher aber muß sein, daß jedem Corps nicht nur Munition und Konserven, sondern schnell auch ein früher und jetzt vielleicht noch ungeahnter Mannschafterersatz nachgeführt werden kann. Die gesammte Ersatzreserve muß soldatisch vorgebildet sein. Goltz sagte schon 1890: „Hat Napoleon den Ausspruch gethan, daß man seine Taktik alle zehn Jahre ändern soll, so darf mit Recht hinzugefügt werden, daß Dies in bestimmten Zeiträumen auch mit der Wehrverfassung geschehen müsse.“ Wie denken wir uns die Bereitstellung der Ersatzreserve? Jedes Infanterieregiment erhält schon im Frieden ein Ersatzbataillon, wie es die Oesterreicher in ihren vierten Bataillonen haben. Dieses Ersatzbataillon zu vier Compagnien hätte den selben Stand an Offizieren und Unteroffizieren wie die übrigen Bataillone. In dieses Ersatzbataillon wird, in zwei Schichten, die bisher ungenutzte Masse der Wehrfähigen zu fünfmonatiger Ausbildung eingezogen. Die körperlichen Anforderungen an diese Ersatzrekruten können ermäßigt werden. Die Ausbildung erfordert besondere Regelung im Hinblick auf die Ziele. Die Artilleriebrigaden erhalten Ersatzbatterien, die technischen Truppen Ersatzcompagnien. Die Ausbildung der Ersatzreservisten der Artillerie und der technischen Truppen erheischt Spezialisirung. Jeder Ersatzreservist wird im Beurlaubtenstand mehrmals zu Uebungen (Herbstübungen) einberufen. Jeder Ersatztruppentheil erhält ein Arbeitkommando von 150 zu einjährigem Dienst ausgehobenen, zum Dienst mit der Waffe nicht geeigneten Leuten. Von dem Traum eines Milizsystems bin ich weit entfernt. Mit nur fünf Monate lang vorgeübten Ersatzreservisten wird man nie den furchtbaren und entscheidenden ersten Ansturm führen können. Dazu sind geschlossene Reihen von Männern nöthig, die eine mindestens zweijährige, unverkürzte Dienstzeit hinter sich haben. Ist der wuchtige erste Schlag (mit wohl furchtbaren Opfern) erfolgreich geführt, so kann der in die stark gelichteten Kerntruppen eingefügte Ersatzreservist den Sieg vollenden; der Mangel lückenhafter Ausbildung wird dann durch die vom ungeheuren ersten Sieg auch ihm verliehene Schwungkraft ausgeglichen. Ich behaupte, daß an dem gezeichneten Ausbau unserer Wehrverfassung geradezu das Schicksal unseres Volkes hängt und daß die letzte Stunde zur Verwirklichung kam. Wird mit einem Kampf nach zwei Fronten als selbst nur entfernter Möglichkeit gerechnet, so ist unverständlich, daß man vor dem Entschluß noch zaudert.

Ist eine andere Möglichkeit denkbar? Daß Ersatzreservisten, die nicht mindestens vier bis fünf Monate üben, zu brauchen seien, glaubt man nur in der Bureauluft. Auch wähne man nicht, daß die Regimenter die Ausbildung kürzer oder länger einberufener Ersatzreservisten noch nebenbei übernehmen können. Das Ausbildungpersonal ist an der äußersten Grenze seiner Leistungsfähigkeit. Auch auf irgendeinem

„goldenen Mittelweg" kommt man nicht vorwärts; man erhält nur minderwerthige Ersatzreservisten und schlechtere Feldsoldaten. Um den ersten, entscheidenden Sieg zu erringen, brauchen wir eine Mannschaft mit mindestens zweijähriger ungeschmälerter Dienstzeit, deren Trümmer zur Sicherung des Sieges durch Ersatzreserve ergänzt werden können. Getrennte Ausbildung für diese getrennten Zwecke.

Offiziere sind, zumal bei der Ueberfüllung vieler Berufe, zu haben; der entscheidende Kampf bringt nicht nur an Mannschaften, sondern auch an Offizieren und Unteroffizieren großen Ersatzbedarf. Die Schaffung neuer Cadres verjüngt in wünschenswerthester Weise das Offiziercorps. Freilich steigen dann auch die Pensionlasten.

Wie steht es mit den Unteroffizieren? Neben freier Beköstigung und Wohnung erhält heute der Feldwebel 750, der Vicefeldwebel 565, der Unteroffizier 300 bis 475 Mark. Bei solchen Löhnen wird die Kapitulantenzahl sich mehr und mehr verringern. Um den durch die Schaffung neuer Bataillone erhöhten Kapitulantenbedarf zu decken, muß man die Löhnung erhöhen. Ich rechne mit einer Erhöhung von 300 Mark pro Kopf und Jahr. Damit der Vorrath an Unteroffizieren auch für den Ernstfall ausreiche, müßte die Dienstzeit des Einjährig-Freiwilligen ohne Gewährung von Gebühren um drei Monate verlängert werden; dann könnte man ihn so ausbilden, daß er nach der Mobilmachung als Unterführer zu brauchen ist.

Aufzustellen wären 222 Ersatzbataillone der Infanterie mit 5000 Offizieren, Sanitätoffizieren und Beamten, 15000 Unteroffizieren, 30000 Arbeitsoldaten, 120000 Uebungmannschaften. Ferner 45 Ersatzbatterien der Feldartillerie, 10 Ersatzcompagnien der technischen Waffen. Die Erhöhung der Unteroffizierslöhnung würde 32, die Aufstellung der Ersatztruppentheile 62, in jedem Jahr also etwa 95 und, wenn ich die allgemeine Erhöhung der Pensionlasten noch einrechne, 100 Millionen Mark kosten. Die einmaligen Ausgaben für den Bau von Baracken zur Unterbringung (dem Militärfiskus gehörender Boden ist wohl reichlich vorhanden) belaufen sich auf etwa 10 Millionen Mark. Das ist für ein Volk von fünfundsechzig Millionen Menschen keine unerträgliche Last. Werden die Ersatzbataillone mit von den Linientruppentheilen abgegebenen Cadres errichtet und einstweilen auf den Truppenübungplätzen untergebracht, so steht ihrer schnellen Errichtung technisch nichts im Weg.

Dies ist unser Soll. Die Tüchtigkeit der deutschen Infanterie ist unser Haben. Der größe Krieg heischt eine Anspannung aller Kraft, wie sie unserer Vorstellung kaum mehr erreichbar ist. Der Sport kräftigt wohl, erhält gesund, macht gelenkig, gewandt, doch bleibt er, noch so eifrig betrieben, Spiel; obendrein ist er auf eine dünne Schicht beschränkt. Die sittliche Fähigkeit zu ungeheurer Anstrengung muß aber, Granitquadern gleich, fest im Volksthum liegen. Da schafft und verbessert der Sport nichts. Im Innersten wurzelnde Willigkeit und Gewissenhaftigkeit sind Alles. Erziehung und Drill wecken und organi-

siren diese Eigenschaften. Auch in der Zeit der Wiedergeburt Preußens nach Jena und Tilsit brauchten sie nicht erst wieder geschaffen zu werden: sie lagen nur verborgen, ungenützt unter dem Schutt und die Unzulänglichkeit der Führenden sah sie nicht.

Wer über den deutschen und den französischen Infanterietyp urtheilen will, blicke rückwärts auf das Jahr 1815. Da standen ziemlich ebenbürtige Feldherren einander gegenüber. Napoleon, der überlegene Schlachtenroutier, siegt am sechzehnten Juni bei Einbruch der Dunkelheit und mit schweren Opfern über Blücher; zu schnellster Verfolgung über Ligny hinaus vermag er seine Infanterie nicht vorwärts zu zwingen und die Fühlung mit den Preußen geht völlig verloren. Gneisenau aber sammelt die Armee, die fast 20000 Mann verloren hatte, unter Aufgabe ihrer natürlichen rückwärtigen Verbindunglinien und setzt sie, auf schlechten Wegen, gen Belle-Alliance in Marsch, wo sie am achtzehnten Juni entscheidend eingreift und in nächtlicher Verfolgung die Zertrümmerung des letzten kaiserlichen Heeres vollendet. Der Franzose braucht einen Heros: Turenne, Napoleon, mindestens das Abbild eines solchen: Canrobert oder Boulanger. Erweist sich der Abgott als hirnlosen Figuranten, auch nur als Durchschnittsgeneral, dann ist der gute Wille, Offensivgeist, die Widerstandskraft sofort geschwächt. Der französische Soldat, vom Truppenoffizier an, ist recht kritisch. Anders der Deutsche. Der den meisten Offizieren und Mannschaften unbekannte Gneisenau stellt an die bei Ligny geschlagene Armee eine Forderung, wie sie kein zweites Mal in der Kriegsgeschichte vorkommt: und sie wird erfüllt. Goeben, der genialste wohl unter den Heerführern des Feldzuges von 1870/71, ist nie der Truppe näher getreten. Der Deutsche krittelt nicht am Zweck von Marsch und Kampf. Er giebt fast stets sein Bestes, bezahlt auch theuer mit seinem Blut, wenn die Führung unzulänglich ist, wie die des Gardecorps oder der Ersten Armee 1870 war. Ein französischer Führer muß einem deutschen geistig und moralisch schon hoch überlegen sein, wenn er den in besseren Wesenseigenschaften des Heeres beruhenden deutschen Vorsprung einholen will. Ein Erfolg gegen minderwerthige Führung wird die Franzosen stets sehr viel Blut kosten, mehr als die Deutschen.

Kriegerischer Genius erweist sich nicht in Friedenszeit, auch nicht in Kaisermanövern. Gründlich in ihrem Beruf gebildete Männer von hoher Gewissenhaftigkeit und sehr guter Begabung sind aber stets zu finden. Ohne Ansehen der Herkunft müssen die Tüchtigsten, die in langer Berufsarbeit am Besten Bewährten auf die Posten der kommandirenden Generale und Armeeführer gestellt werden. Gedenket der Worte, die der große britische Dichter im „Macbeth“ sprechen läßt:

„Der nahende Krieg wird kundthun, giltiger Entscheidung voll,
Was unser Haben ist und unser Soll.
Muthmaßlich Denken birgt nur Hoffnungwahn,
Doch sicherer Entscheidung bricht das Schwert die Bahn:
Und dahin führt den Krieg.“

* *
*

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Reiseführer

Bilanz per 31. Juli 1912.

Aktiva.	M.	pf
Kasse	465 735	84
Guthaben bei Banken	21 093 869	19
Effekten-Bestände	2 768 873	17
Kautionen in Bar u. Staatspapieren	4 049 142	56
Aktiv-Hypotheken	828 500	—
Wechselbestände	112 268	37
Dauernde Beteiligungen	93 841 846	93
Grundstücke	5 541 338	54
Gebäude	9 647 036	49
Utensilien und Werkzeuge	1	—
Werkzeugmaschinen	1	—
Betriebsmasch.-, Heizungs- und Beleuchtungsanlagen	1	—
Modelle	1	—
Rohmaterial	3 269 836	46
Angefangene und fertige Fabrikate	11 882 548	76
Zentralen im eigen. Betriebe	872 959	57
Unternehmungen bzw. Beteiligungen an solchen	3 771 820	18
Aval-Konto	2 707 002	89
Debitoren	27 259 715	93
	188 112 498	88

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital	63 000 000	—
Reserve	13 500 000	—
Spezial-Reserve	5 000 000	—
Anleihen	45 308 500	—
Passiv-Hypotheken	1 235 000	—
Spar- und Depositen-Konto	14 851 984	63
Pensions-, Witwen- und Waisen-Kasse	3 214 379	89
Dispositionsfonds	2 323 410	58
Geheimrat Dr. Schwieger-Stiftung	259 773	08
Interims-Konto	4 709 696	43
Aval-Konto	2 707 002	89
Kreditoren	19 242 234	94
Obligationen-Einlös.-Konto	147 805	—
Obligationszinsen-Einlös.-Konto	187 886	25
Dividenden-Einlös.-Konto	15 700	—
Reingewinn	12 409 125	19
	188 112 498	88

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debet.	M.	pf
Handlungs-Unkosten der Zentralverwaltung	1 501 769	61
Obligationszinsen	1 219 663	33
Abschreibung. auf Gebäude	401 884	56
Reingewinn	12 409 125	19
	15 532 442	69

Kredit.	M.	pf
Vortrag aus 1910/11	1 084 970	—
Geschäftsgewinn des Jahres	14 447 472	69
	15 532 442	69

Berlin, den 7. Januar 1913.

Siemens & Halske, Aktiengesellschaft.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G.m.b.H. Berlin W.57.